Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Heft 15
1939

TRANSFER
NOV 5 1945
Serial Record Division
The Library of Congress
Interdepartmental Committee
for the Acquisition of
Foreign Publications

Erscheint
vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.

Aufnahme:
Edith Hatzky

Amtliche Mitteilungen

Schulgelderhebung im Krankheitsfalle

Nach den preußischen Schulgeldbestimmungen für die staatlichen höheren Schulen, die auch im allgemeinen für die übrigen höheren Schulen gelten, kann von der Erhebung des Schulgeldes auf Antrag abgesehen werden, wenn ein Schüler oder eine Schülerin wegen Krankheit oder aus anderen Gründen während der Unterrichtszeit die Schule an keinem Tage des Monats besucht hat. Bereits gezahlte Schulgeldbeträge werden nach diesen Bestimmungen jedoch nicht erstattet. Der Reichserziehungsminister hat hierzu nunmehr im Einvernehmen mit dem Preuß. Finanzminister und dem Reichsinnenminister folgendes angeordnet: Nimmt der Schüler im Anschluß an die Erkrankung oder den Urlaub am Unterricht wieder teil, so bestehen keine Bedenken, bereits gezahlte Schulgeldbeträge, auf die dann fällig werdenden Forderungen zu verrechnen. Ist eine Verrechnung gezahlter Beträge jedoch nicht möglich, bleiben sie für den entsprechenden Zeitpunkt vereinnahmt. Sollten sich hierdurch Härten ergeben, deren Milderung aus sozialen Rücksichten geboten erscheint, so sind die Aufsichtsbehörden ermächtigt, gezahlte Beträge in diesen Fällen ausnahmsweise erstatten zu lassen. Den Schulträgern nichtstaatlicher öffentlicher höherer Schulen ist eine entsprechende Anwendung dieser Bestimmung empfohlen worden.

Brandstiftungen durch Kinder

In letzter Zeit ist im Regierungsbezirk Breslau, wie aus einem Erlaß des Regierungspräsidenten hervorgeht, eine erhebliche Zunahme der Brandstiftungen durch Kinderhand festgestellt worden. Bei den Tätern handelt es sich in vielen Fällen um schulpflichtige Kinder im Alter von 6—14 Jahren, die teils mutwillig, teils aus Unüberlegtheit Brände von erheblichen Ausmaßen verursacht haben. Der Regierungspräsident hat darum erneut angeordnet, daß auf die Schuljugend in geeigneter Form eingewirkt werden soll, um dem großen Schaden entgegenzuwirken, der durch solche Brandstiftungen am Volksvermögen entsteht.

Wer ist asozial?

Der Oberbürgermeister der Reichshauptstadt Berlin nimmt in einer Verfügung Stellung zur Begriffsbestimmung des Asozialen. Asozial ist danach, wer sich wegen eines nicht nur vorübergehenden Zustandes körperlicher, geistiger oder sittlicher Unzulänglichkeit nicht in das freie Gemeinschaftsleben einordnen kann oder will und dadurch das Volk, seine Familie oder sich selbst erheblich schädigt oder gefährdet, insbesondere wer verwahrlost ist oder zu verwahrlosen droht. Eine Familie ist asozial, wenn diese Voraussetzungen bei allen Angehörigen erfüllt sind, die zusammen wohnen.

Krankengeld bei ansteckenden Krankheiten von Familienangehörigen

Im Anschluß an einen früheren Erlaß des Reichsarbeitsministers ist die Frage geklärt worden, wie es sich mit der Zahlung von Krankengeld in solchen Fällen verhält, in denen ein Krankenversicherter wegen ansteckender Krankheiten bei seinen Familienangehörigen nicht seiner Beschäftigung nachgehen kann. Der Reichsarbeitsminister sagt in Anlehnung an den früheren Erlaß: „Im Einvernehmen mit dem Reichsversicherungsamt trage ich keine Bedenken, daß in gleicher Weise in allen Fällen von ansteckenden Krankheiten verfahren wird, in denen zum Zwecke der Seuchenbekämpfung ein zeitweiliges Fernbleiben des Versicherten von der Arbeitsstätte erforderlich ist. Bei Arbeitslosigkeit, die auf eine ansteckende Krankheit von Familienangehörigen zurückzuführen ist, ist also Krankengeld zu gewähren."

Wie spricht man über die „Reichs-Elternwarte"?

„Reichs-Elternwarte." Herausgegeben im Auftrage des NS.-Lehrerbundes von H. Siekmeier im Verlag Beenken, Berlin C 2.

Diese einzigartige Elternzeitschrift versteht es in bester Weise die Gedanken der nationalsozialistischen Jugenderziehung ins Elternhaus zu tragen. Sie erscheint alle vierzehn Tage und kostet nur 25 Rpf. Neben den vielseitigen Beiträgen verdienen die immer wiederkehrenden Artikel über Berufswahl und Hilfe bei der Schularbeit besondere Beachtung. Jeder Erzieher, der diese Zeitschrift kennt, wird sie allen Eltern empfehlen.

„Erzieher der Westmark", Heft 3/1939.

„Reichs-Elternwarte." Herausgegeben im Auftrag des NSLB., Verlag Heinrich Beenken, Berlin, Wallstr. 17—18. Heftpreis 25 Rpf., erscheint 14tägig.

Immer neu anregend versteht die Schriftleitung ihre Nummern zu gestalten. Sie weist die Eltern an, wie sich das Elternhaus als wichtiger Erziehungsfaktor einsetzen und die Schule unterstützen kann. Besonders sei hingewiesen auf die laufenden Artikel „Hilfe bei der Schularbeit", „Was soll aus unserem Kinde werden?" auf die Bildberichte und den reichen Unterhaltungsteil für Erwachsene und Kinder.

„Pädagogischer Umbruch", Folge 6, 38.

Bisher erschienene Beiträge zu unserer Aufsatzreihe „Hilfe bei der Schularbeit"

Grundsätzliches:

Sollen Eltern helfen? 26/1938
Das Kind soll fragen 1/1939
Sprechübungen 1/1938, 21/1928

Deutschunterricht:

Schulanfänger lernen schreiben .. 8/1938
Lesenlernen — einst und jetzt 7/1938
Die Fibel und wir Eltern 11/1938
Die Satzlehre 5/1938
Der Nebensatz 6/1928, 7/1938
Die bösen Verhältniswörter 25/1938
„Groß" oder „klein" 3/1939
„Das" oder „daß" 12/1938
Nachschrift und Fehlerverbesserung 13/1938
Häusliche Leseübungen 20/1938
Der Aufsatz 2/1928, 18/1938
Das Gedicht im Deutschunterricht 17/1938
Die Zeitung im Unterricht 4/1939
Lesenlernen — Lesenlehren 8/1939
Ein neuer Weg, Lesen und Schreiben zu lehren 10/1939
Muttersprache im Hause 11/1939
Wörtlich oder nichtwörtlich 13/1939
Der Aufsatz — das Familienübel 14/1939

Rechenunterricht:

Schulanfänger lernen rechnen .. 8/1938
Das Einmaleins 3/1938
Die Bruchrechnung 4/1938
Die Prozentrechnung 10/1938
Die Zinsrechnung 24/1928
Borgen, Wechseln und Ergänzen 23/1938
Rechnen für Sexta-Anwärter .. 4, 5/1939
Rechnen zur Aufnahmeprüfung .. 6/1939
Die Dezimalbrüche 7/1939
Rechnen für die Kleinsten 8/1939
Acht Jahre Rechnen 9/1939
Fehler beim schriftlichen Malnehmen 9/1939
Der Rechenplan der Volksschule 11/1939
Die Bruchrechnung 12/1939
Schlußrechnung I. Teil 13/1939
Schlußrechnung II. Teil 14/1939
Münzen und Maße 15/1939

Geschichtsunterricht:

Geschichte im Elternhause 22/1938
Wilsons vierzehn Punkte 12/1939

Heimatkunde:

Die deutsche Landschaft 16/1938
Großdeutschland 3/1939
Das Burgenland 8/1939

Erdkunde:

Das Bild der Erde 19/1938
Der Atlas 2/1929

Naturkunde:

Verkannte Tiere 18/1938
Pilze 21/1938
Haben Tiere Angst? 22/1938
Die Fledermaus 25/1938
Der Wald im Winter 1/1939

Werkunterricht:

Pendelversuche 5/1939
Schwerkraftprüfung 6/1939
Der Elektromotor 12/1939
Der Telegraphenapparat 13/1939

Heft 15 1939

Inhalts-Übersicht

Kinder haben Ferien – Lehrer müssen lernen
Von Johannes Otto
Seite 508
★
Die Geschichte Deutschlands im Spiegel der Briefmarke
Von Wilhelm Zörner
Seite 510
★
Turnverse
Von Erwin Jäkel
Seite 517
★
Blick aus der Vogelschau
Von A. von Grote
Seite 518
★
Kunstschrift in der Schule
Von Hans Scheffler
Seite 520
★
Von Stralsund bis Misdroy
Kinderbriefe an die »REW.«
Seite 522
★
Deutsche Mutter in Sibirien
Roman von Leibfried-Kügelgen
Seite 525
★
Stimmt das?
Von Möller-Crivitz
Seite 527
★
Leser fragen – wir antworten
Wieviel Schlaf braucht das Kind?
Seite 529
★
Hilfe bei der Schularbeit?
Seite 529
★
Was können unsere Kinder werden?
Freiwillig dienen
Von Dr. Hans Hajek
Seite 531
★
Neue Schulungsmöglichkeiten für die NSV.
Von Dr. Evamaria Blume
Seite 534
★
Hilfe bei der Schularbeit
Maße und Münzen
Von Schulrat Karl Jacob
Seite 514
★
Kinderwarte
Lachen und Raten

Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NSLB.
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Kinder haben Ferien — Lehrer müssen lernen

Von Johannes Otto

Keinem wird es so offen und so ungeniert ins Gesicht gesagt, daß man ihn beneide, als dem Lehrer. Nicht wegen seines idealen Berufes, auch nicht wegen seiner geachteten und gesicherten Stellung, sondern wegen der „vielen freien Zeit" und besonders wegen der „langen Ferien".

Die Lehrer mußten dieserhalb schon manche offene oder versteckte Bosheit über sich ergehen lassen und manchen Witz. Einer von diesen ist die berühmte Rechnung, laut welcher der Lehrer im ganzen Jahre nur einen halben Tag arbeitet.

Man könnte über so etwas lächelnd hinwegsehen, hat doch fast jeder Berufsstand in den Augen der anderen eine verwundbare Stelle, die sich zum Ansatz mehr oder weniger gut gemeinten Spottes eignet. Sofern es erkennbar ist, daß es sich beim öffentlichen Herausstellen des „faulen Lebens" der Lehrer nur um eine harmlose, freundnachbarliche Hänselei handelt, wird auch kein Lehrer hierüber erbost sein. Da jedoch, wo ein Volksgenosse daran geht, mit dem Zentimetermaß die Arbeit des Lehrers auf seine Art nachzuprüfen, um dann von nichtstuerischen „Kostgängern des Staates" zu sprechen, — es gab Zeiten, da konnte man ähnliches sogar in öffentlichen Versammlungen hören —, wird der Lehrer nicht schweigend die Achseln zucken, sondern dem Unwissen, der Verbohrtheit oder der Bosheit die Stirn bieten. Und vor seinem Beruf und vor seiner Arbeit die gleiche Achtung fordern, die er der Arbeit aller anderen Berufsstände entgegenbringt.

Denn das Gerede von der vielen freien Zeit des Lehrers ist ein Märchen. Gewiß, sein „Dienst" währt am Tage nur fünf oder sechs Stunden. Doch schon die nüchterne Ueberlegung, daß wohl kein Staat, und vor allem nicht der jetzige, sich mit dieser Leistung zufrieden geben würde, wenn sie nicht ein Höchstmaß darstellte, müßte jeden ernstlichen Kritiker an der verkürzten Arbeitszeit der Lehrer stutzig machen. Unterricht läßt sich eben mit keiner anderen Tätigkeit vergleichen; Unterricht ist fortgesetztes Wachsein, ist fortgesetzte Anspannung der Sinne, ist fortgesetztes Denken und — nicht zuletzt — auch fortgesetztes Reden und schöpferisches Gestalten. Beim Unterrichten stellt sich früher als mit acht Stunden der Zeitpunkt ein, da diese Tätigkeit nicht mehr mit Erfolg und zu Nutz der Unterrichteten fortgeführt werden kann. Das sind bewiesene Tatsachen, denen die Auftraggeber der Lehrer zu allen Zeiten Rechnung getragen haben, und denen sich auch die weitaus größte Mehrzahl aller Volksgenossen heute nicht mehr verschließt.

Alle, die irgendwie guten Willens sind, haben es längst und von jeher gewußt, daß obendrein mit der unterrichtlichen Tätigkeit der Dienst des Lehrers nie beendet und abgeschlossen war. Kaum ein Berufsstand hat sich in seiner Gesamtheit von jeder so in den Dienst der Oeffentlichkeit gestellt, hat so seine „viele freie Zeit" der Oeffentlichkeit geopfert wie der Lehrer- und besonders der Volksschullehrerstand. Und kaum ein Berufsstand hat so unablässig an seiner Weiterbildung gearbeitet wie der Lehrerstand. In weniger als einem Jahrhundert formte er aus eigener Kraft unter Ueberwindung von tausend Hemmungen und oft gegen den Willen der jeweiligen Machthaber aus dem handwerkenden Schulmeister den pädagogisch und psychologisch wohl vorgebildeten Erzieher. Nicht um des Ruhmes und des klingenden Lohnes willen — sie blieben ihm beide fast immer versagt — sondern aus jenem nicht totzuschlagenden Idealismus, den der große schweizerische Bahnbrecher auf dem Gebiet der Erziehung, Pestalozzi, in die Worte faßte: „Mich jammerte des Volkes und seiner Unwissenheit." Wenn das Dorf schon längst schlief, brannte noch lange die Lampe im Studierzimmer seines Lehrers. . . .

Und sie brennt noch heute. Denn wie der Arzt, wie der Ingenieur stets auf dem Laufenden bleiben müssen, so muß es auch der Lehrer. Die neue Zeit hat ihn vor neue, früher kaum geahnte unterrichtliche Aufgaben gestellt — jeder Vater und jede Mutter, die aufmerksam die heutige Schularbeit verfolgen, kennen sie —, die ihrerseits zunächst einmal vom Lehrer selbst erarbeitet werden müssen.

Bleiben — die „langen Ferien".

Sie sind nicht für den Lehrer, sondern für die Kinder geschaffen worden. Der Lehrer ist hier nur —

freilich, wer wollte es leugnen? nicht ungern! — Nutznießer einer Einrichtung, die für die gesunde körperliche und geistige Entwicklung der Kinder vonnöten war. Wie gesagt, nur Nutznießer. Denn laut Gesetz hat er auch während der Schulferien seinem Vorgesetzten zur Verfügung zu stehen, und die Dienstpost, die während der Ferien beispielsweise von Schulleitern erledigt werden muß, nimmt diesem manche Stunde von den Ferien, um die man ihn so sehr beneidet.

Und dann gehören die Ferien, oder doch wenigstens ein beträchtlicher Teil von ihnen, dem Lager.

Die Lager sind die zeitgemäße Form der von dem NS.-Lehrerbund (der von dem Amt für Erziehung der NSDAP. betreuten Berufsorganisation aller deutschen Erzieher) für seine Mitglieder eingerichteten Schulungslehrgänge. Und es gibt heute wohl kaum einen deutschen Erzieher, der noch nicht an einem solchen teilgenommen hat.

Die ersten Lager — sie bestehen seit 1934 — wurden vom Kreise veranstaltet, und gewöhnlich war eine Jugendherberge oder ein Heim innerhalb dieses Kreises der Lagerort. Seit einiger Zeit sind die Gau- oder gar die Reichsleitung die Veranstalter, und man hat nach Möglichkeit die Lager in das Grenzland verlegt. Dort an der „blutenden Grenze" sollen die Erzieher neben anderem das Erlebnis der Grenze haben und mit in ihre künftige Berufsarbeit nehmen..

Damit ist schon der letzte Sinn der Schulungslager angedeutet: sie dienen der politischen und weltanschaulichen Ausrichtung der Erzieher und der Vertiefung der auf dem nationalsozialistischen Denken aufgebauten Erkenntnisse. Nationalsozialisten sollen in den Lagern herangebildet werden, die imstande sind, nationalsozialistisches Gedankengut an die ihnen anvertraute Jugend weiterzugeben. Im Lager, wo Männer zu Worte kommen, die zu den Fragen der Rasse, der Erbgesundheitslehre, der Gebundenheit von Blut und Boden, des Wehrgedankens, des Arbeitsdienstes, der Weltanschauung an sich und letztlich auch der großen Politik Grundlegendes zu sagen haben, wird dem Lehrer der Weg in die Ideenwelt des Dritten Reiches aufgezeigt und erschlossen.

Man wählte zu dieser Schulung die Form des Lagers, und man beruft in diese Lager die Erzieher von allen Schulgattungen, die es in unserem Vaterlande gibt. Der einheitliche Erzieherstand des neuen Staates tritt hier sichtbar in die Erscheinung, und die Erziehergruppen, die in einer vergangenen Zeit in ihren Einzelorganisationen nur die Belange i h r e r p e r s ö n l i c h e n Arbeit vertraten und auf die Würdigung ihrer persönlichen Arbeit bedacht waren, werden durch das Lagererlebnis zu Kameraden im Sinne des Wortes. Hier, wo freiwillige Ein- und Unterordnung, wo gleiche Pflichten und gleiches Wollen das große Gemeinschaftserlebnis schaffen, wird gleichzeitig ein Stein zu dem großen Gebäude hinzugetragen, das Volksgemeinschaft heißt, in dem zwar die Aemter und Stände nicht beseitigt, die Menschen jedoch nicht nach Rang und Titel, sondern nach ihrer Persönlichkeit und nach ihrer Treue, mit der sie dem Ganzen dienen, gewertet werden.

Geistige, nationalpolitische, weltanschauliche und — körperliche Schulung halten sich im Tagesablauf des Lagerdienstes in schönem Gleichmaß die Waage. Ja — auch Körperschulung! Denn das Schulungslager bedeutet neben anderem die bewußte Abkehr von dem einseitigen Intellektualismus, von dem bloßen Geistesmenschentum einer früheren Zeit. Die Wurfkugel und die Keule, der Medizinball und die — Boxhandschuhe werden selbst dem grauköpfigen Lagerteilnehmer zu vertrauten Gerätschaften, und mancher, der daheim nur im würdevollen Schritt durch die Straßen spaziert, versucht sich im Lager mit achtbarem, von ihm selbst kaum geglaubten Erfolg auf der Lauf- und Sprungbahn. Und — nimmt dadurch das Zutrauen zu der eigenen körperlichen Leistungsfähigkeit als beglückendes Geschenk aus dem Lager mit nach Hause, nicht zum Schaden der ferneren Schularbeit. Zwar werden die paar Lagerwochen nicht das gutzumachen vermögen, was jahre- oder gar jahrzehntelange Vernachlässigung jeder sportlichen Betätigung verschuldeten. Aber mancher Erzieher wird im Lager unter seinesgleichen die Hemmungen verlieren, die ihn bislang daheim auch nur den Versuch nicht wagen ließen, sein körperliches Können zu überprüfen. Und der Junge, der seinen Lehrer mit dem SA.-Sportabzeichen geschmückt — es zu erwerben war in manchen Lagern von längerer Dauer oder bei mehrmaliger Teilnahme möglich — zurückkehren sieht, wird diesen mit anderen Augen betrachten und fürderhin keinen Bogen mehr um ihn machen wie bisher, da er in ihm nur den Wissensheiligen anstaunte. Und damit wird durch das Lager, in dem das neue Erziehungsprogramm zunächst einmal an den Erziehern selbst durchgeführt wird, die Brücke zur Jugend geschlagen, deren Nichtvorhandensein der früheren Schule oft zum Vorwurf gemacht wurde.

Wecken, Waldlauf, Morgengymnastik, Bettenbauen und Quartierreinigen leiten den Tag im Lager ein; die feierliche Flaggenparade ist an jedem Morgen der erste gemeinschaftliche Dienst. Nach dem Frühstück werden Vorträge gehalten oder geht es hinaus zum Wehrsport. Nachher schmeckt das einfache Mittagessen wie nie zu Hause. Der Nachmittag ist ausgefüllt mit weltanschaulicher Schulung. Alle Erziehungsprobleme der Zeit, die brennenden politischen Tagesfragen werden von berufenen Vertretern des Erzieherstandes erörtert und in anschließenden Aussprachen vertieft. Hin und wieder unterbrechen ein längerer Ausmarsch in die schöne Umgebung, der Besuch eines Heimatmuseums oder eines etwa in der Nähe befindlichen Industrieunternehmens die starre Tageseinteilung. Die Zeit nach dem Abendbrot und der Flaggenparade wird in der Regel als Heimabend ausgestaltet. Hierbei regieren die Musik und der Humor. Um 10 Uhr ist Zapfenstreich. Willig wird von allen Lagerteilnehmern das Alkohol- und das Rauchverbot eingehalten.

S o also verbringt eine große Zahl der deutschen Erzieher einen Teil ihrer „langen Ferien". Und keiner von denen, die Anspruch darauf erheben, noch im vollen Besitz der Arbeitskraft zu sein, hat sich bislang der Pflicht, sein nationalsozialistisches Wollen auf diese Weiser unter Beweis zu stellen, entzogen. Die deutsche Erzieherschaft hat sich „ausgerichtet".

Die Schüler hatten Ferien; die Lehrer aber — lernten. . . .

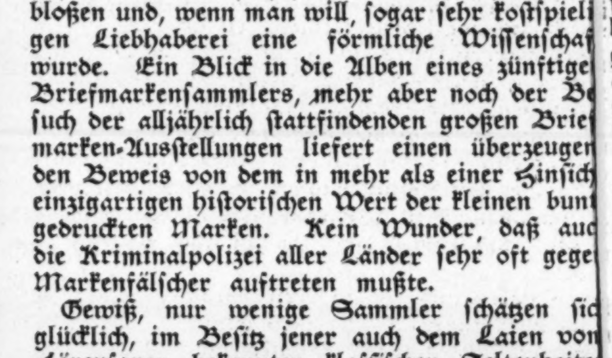
Die Geschichte im Spiegel

Von Wilhelm Zörner

Als vor nahezu hundert Jahren in Englan und vor genau neunzig Jahren im damalige Königreich Bayern jeweils die ersten Brie marken geschaffen wurden, da ahnte wohl kaum jemand, welche Bedeutung man später einma diesen kleinen Stückchen Papier beimessen würde

Ihr eigentlicher Zweck war der, statt der um ständlichen Portozahlung für den einzelnen Brie eine aufklebbare Quittung über die im Vorau zu entrichtenden Postzustellungsgebühren z schaffen. Und ohne Frage hat man mit der Ein führung der Briefmarke den Postverkehr ver einfacht. Wie alles Neue aber wurde auch die ses Wertzeichen von der damaligen Welt nu zögernd und unter vielerlei Bedenken anerkann und benutzt. Das schloß aber nicht aus, da man sehr bald anfing, diese Marken zu sam meln. Aus diesem gelegentlichen Sammel wurde nach und nach eine Briefmarkenkunde, di sich mit der Zeit so sehr erweiterte, daß aus de bloßen und, wenn man will, sogar sehr kostspieli gen Liebhaberei eine förmliche Wissenschaf wurde. Ein Blick in die Alben eines zünftige Briefmarkensammlers, mehr aber noch der Be such der alljährlich stattfindenden großen Brief marken-Ausstellungen liefert einen überzeugen den Beweis von dem in mehr als einer Hinsich einzigartigen historischen Wert der kleinen bun gedruckten Marken. Kein Wunder, daß auc die Kriminalpolizei aller Länder sehr oft gege Markenfälscher auftreten mußte.

Gewiß, nur wenige Sammler schätzen sic glücklich, im Besitz jener auch dem Laien vom Hörensagen bekannten klassischen Seltenheite zu sein, deren Wert nur durch vier- und fünf stellige Zahlen ausgedrückt werden kann. Abe ohne Uebertreibung darf man wohl sagen, da in den Alben der ernsten Markensammler heut schon viele Millionen investiert worden sind Darum mußte es zwangsläufig so kommen, da nur wenige alles, was an Briefmarken in alle Welt ehemals und heute in den Verkehr kam sammeln. Die meisten sammeln nach bestimmte Gesichtspunkten. Und an Hand solcher Sammlun gen ist es deshalb möglich, beispielsweise die Ge schichte des deutschen Reiches im Spiegel de Briefmarke zu sehen.



… Deutschlands

… der Briefmarken

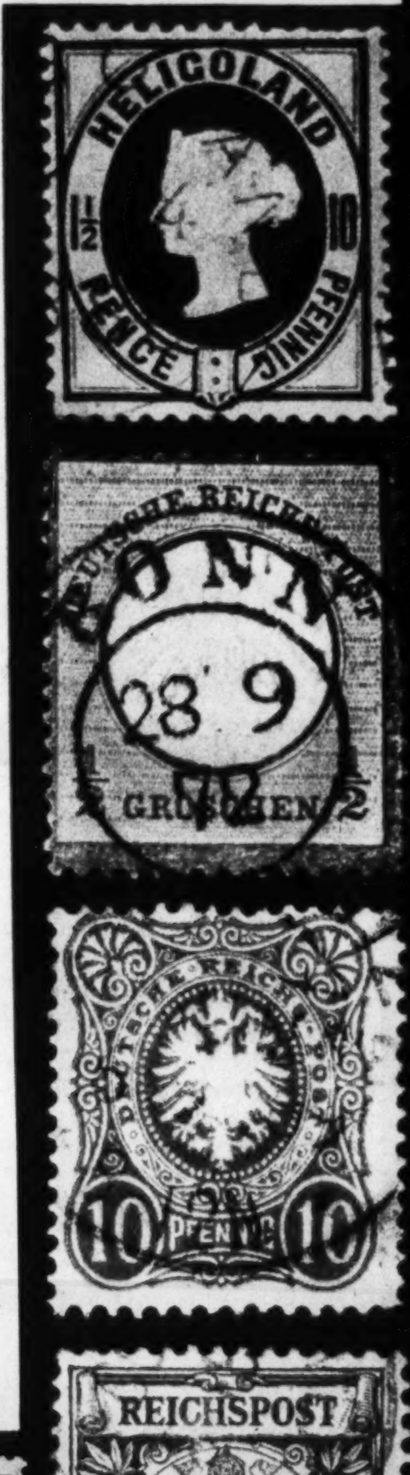
Aufnahmen: Archiv Dr. Wunderlich

In den neunzig Jahren, da wir in Deutschland die Briefmarke kennen, haben sich politische Umwandlungen von so ungeheurem Ausmaß vollzogen, daß die Vielfalt der Erscheinungen schier unübersichtlich ist. Kaum ein anderes Mittel stellt aber den Aufstieg, Niedergang und die Wiedergeburt unseres Vaterlandes zu noch glanzvollerer Größe so sinnvoll dar wie die Briefmarke, dieses scheinbar unscheinbare bunte Stückchen Papier. Machen wir darum einen Versuch, an Hand weniger Marken mit Riesenschritten durch die letzten neunzig Jahre deutscher Geschichte zu eilen.

Zwar befindet sich die erste deutsche Briefmarke, die berühmte „Schwarze Einser" nicht unter den hier gezeigten. Aber sie erwähnen, heißt schon auf ein typisches Kennzeichen deutscher Vergangenheit hinweisen, auf die deutsche Kleinstaaterei und den Kult, der mit den Landesfürsten getrieben wurde. Man wollte ursprünglich nach englischem Muster den Kopf des damaligen bayerischen Königs auf der Marke abbilden oder — nach Schweizer Muster — das Landeswappen. Doch nahm man Abstand von diesem Vorhaben, denn man fürchtete sich durch die Abstempelung solcher Marken einer Majestätsbeleidigung schuldig zu machen oder das Wappen zu schmähen. Darum wählte man als Ausweg eine Zahl und damit die Wertangabe im Markenbild.

Später und in anderen Staaten war man weniger ängstlich. Bremen zeigte auf der Briefmarke stolz seinen Schlüssel und Mecklenburg nicht minder stolz seinen Ochsenkopf. Und Bergedorf, das der gemeinsamen Verwaltung durch Hamburg und Lübeck unterstand, brachte dies sehr korrekt dadurch zum Ausdruck, daß es das halbe Hamburger und das halbe Lübecker Wappen auf seinen Briefmarken zeigte.

Die Post war im alten Deutschen Reich seit 1516 Regal — das heißt vorbehaltenes Recht, also Gerechtsame — der Fürsten von Thurn und Taxis. Mit deren Unternehmen traten später die Landesposten einzelner souveräner Landesherren in Wettbewerb. Auch von diesem „Durcheinander" berichten die Marken, denn Hessen und Thüringen firmieren auf ihnen: „Deutsch-Oester-



Ideenlos, wie das ganze Weimarer Zwischenreich eines Parlamentariers Ebert ist auch das Gesicht der damaligen Briefmarke

reichischer Postverein — Thurn und Taxis". Ein ähnliches Bild der Zerrissenheit zeigen uns die vom Norddeutschen Bund herausgegebenen Briefmarken: sie haben im Norden die Groschen- und im Süden die Kreuzerwährung. Und das Gezänk um den Erfolg von 1864 findet auf den Marken der Herzogtümer Schleswig (preußisch) und Holstein (österreichisch) seinen uns heute noch erschütternden Niederschlag.

Es ist zu verstehen, daß ein Ereignis, wie es der deutsch-französische Krieg 1870/71 war, auch auf den Briefmarken seinen sinnfälligen Ausdruck fand. Hierfür zeugt eine von der Feldpost des Deutschen Bundes abgestempelte Marke aus Elsaß-Lothringen. Nach der siegreichen Beendigung dieses Krieges trat eine lange Friedensperiode ein. Das deutsche Reich war in seinen Stämmen — soweit das politisch damals erreichbar war — durch des Eisernen Kanzlers große Staatskunst geeint worden. Von diesem gewaltigen Werk, das 1871 in Versailles seinen Ausdruck fand, zeugt die erste im Jahre 1872 von der Deutschen Reichspost herausgegebene Marke, die den Kaiseradler trägt. Wie wenig vollkommen jedoch diese Vereinheitlichung deutschen Geschehens auch in der Zukunft bleiben sollte, zeigen uns die Briefmarken der Länder Bayern und Württemberg, die ihre Reservatrechte bis nach dem Kriege aufrecht erhielten.

Es mutet uns fast so an, als wollte die Deutsche Reichspost sinnfällig mahnend diesem unwürdigen Zu-

stand entgegentreten, denn sie druckte auf ihre Marken die Worte: „Seid Einig — Einig — Einig!“ Dazu ließ sie — kulturhistorisch recht interessant! — zwei Germanen, wie sie die damalige Zeit sich vorstellte, sich einander die Hand reichen.

Dann beherrschte lange Jahrzehnte die Germania das deutsche Markenbild. Nach außen schien alles in bester Ordnung zu sein; die Briefmarke dieser Jahre weiß von keinerlei Erschütterungen unseres wirtschaftlichen und kulturellen Lebens zu berichten.

Aber es war nicht von Dauer, dieses Reich des Glanzes und der Herrlichkeit. Der Weltkrieg kam, und er drückte der Marke das erschütternde Wort „Feldpost“ auf, jene Einrichtung, die allein die Verbindung zwischen der Front und der

Ein Lichtblick in dunkler Zeit
Hindenburgs gütiges Gesicht

Das Reich ist größer erstanden

Heimat aufrechterhielt. Dann kommt das Jahr des bittersten Elends, das Jahr 1918. Schon die Briefmarken von 1919 zeugen von dem tiefen Fall, den unser Vaterland erleben mußte und — von der Ideen- und Kulturlosigkeit des Weimarer Zwischenreiches. Ein Eichbaum, der wie ein Stachelkaktus aussieht, ein expressionistisch gesehener Jüngling, der ein Kuchenblech über dem Kopf hält und von einer herabfallenden Maurerkelle bedroht wird, reihen sich „würdig“ an die berühmte „Holztaube“, die den Flugwillen des deutschen Volkes schamlos karikiert. Aber auch den Zahlenwahnsinn der Inflation halten die Briefmarken jener Zeit für immer fest. Von Tag zu Tag werden die Zahlen astronomischer; es lohnt nicht mehr, sie in das Markenbild einzufügen. Man geht dazu über, auf die Blankovordrucke die dem jeweiligen „Stand des Dollars“ entsprechende Summe aufzudrucken. Bis dann plötzlich der Hexensabbat ein jähes Ende nimmt und aus 50 000 000 000 Mark 5 Pfennig werden ...

Dann ein Lichtblick in dunkler, trostloser Zeit: Hindenburgs gütiges Gesicht schaut uns am Ausgang des verhängnisvollen Weimarer Zwischenreiches von den Marken an. Ein Ahnen bricht sich Bahn, daß nun bald die Stunde der Besinnung für den deutschen Menschen kommen muß. Sollte die „Holztaube“ des jüdisch zersetzenden Geistes dem deutschen Menschen die Begeisterung für das Flugwesen nehmen, so bricht sich deutscher Erfindergeist und echt deutscher Kampfwille doch Bahn. Die neuen Marken der deutschen Luftpost zeigen den stolzen Flug eines unserer Zeppelin-Luftschiffe, den Ueberseeverkehr symbolisch darstellend. — Was Hoffnung der Besten war, wurde endlich Erfüllung: die deutsche Einigung wurde durch den Nationalsozialismus vollzogen. Ein Reich erstand, wie es die Sehnsucht der Deutschen von Anbeginn war. Und wie auf allen Gebieten der Kunst, des kulturellen und des wirtschaftlichen Lebens, endlich wieder deutsches Wesen seinen Platz einnehmen konnte, verschwanden auch die Briefmarken einer trostlosen Zeit, verschwanden die Sinnbilder des Niederganges. Darum trägt nun eine der jüngsten Briefmarken unserer Deutschen Reichspost das Bild des Mannes, dem das gewaltigste deutsche Werk gelang: das Bild des Führers.

So sind die winzigen, buntbedruckten Papierstückchen der deutschen Reichspost ein Lehrmittel, das uns in geradezu erschütternder Eindringlichkeit den Weg des deutschen Volkes im Zeitablauf des letzten Jahrhunderts aufzeigt. Damit sind sie zugleich ein Sinnbild deutschen Schicksals.

Münzen und Maße

Von Karl Jacob

Die *Richtlinien* für die Grundschule schreiben als Teilziel des Rechenunterrichts vor: „Die gebräuchlichsten Längen-, Gewichts-, Zeit- und Zählmaße müssen die Kinder am Ende des vierten Schuljahrs sicher beherrschen.“ Art und Umfang der Aufgabe machen der Schule im allgemeinen keine besonderen Schwierigkeiten, zumal sie ja auf vier Schuljahre verteilt werden kann. Freilich, wenn man an das „sicher beherrschen“ denkt, was ja viel mehr bedeutet als bloßes Kennenlernen, und wenn man weiter berücksichtigt, daß es sich eben nur um eine Teilaufgabe handelt, die neben vielen andern, z. T. recht schwierigen Aufgaben im Rechenunterricht der Grundschule gelöst werden soll, so wird man begreifen, daß der Schule eine Mitarbeit der Eltern auf diesem Gebiete nur willkommen sein kann. Und es gibt kaum einen andern Unterrichtsstoff, bei dem sie so natürlich und verhältnismäßig einfach ist. Natürlich, weil die Münzen und Maße ja auch in der Alltäglichkeit des Familienlebens eine große Rolle spielen, und einfach, weil es eben nur gilt, diese Gelegenheiten für Uebungen, die zum sicheren Beherrschen der Maße usw. führen sollen, auszuwerten. Wir wollen dafür an Hand der einzelnen Münzen und Maße einige Fingerzeige geben. Dabei werden wir zugleich kennenlernen, was unter der sicheren Beherrschung zu verstehen ist.

Am frühesten lernt das Kind die *Münzen* kennen, daheim meist schon vor Schulbeginn, wenn es auch noch keine rechte Vorstellung von ihrem Wert hat. In der Schule wird schon im Zahlenkreis von 1—10 mit Pfennigen, Fünfern und Zehnern gerechnet, im weiteren Verlauf des ersten Schuljahrs auch mit Fünfzigpfennigern und Mark; im zweiten Schuljahr folgen das Zwei- und das Fünfmarkstück und spätestens im dritten die Geldscheine, die wir natürlich hier auch als zu den Münzen gehörig betrachten müssen. Dementsprechend werden auch die Eltern die Kinder anhalten, mit den verschiedenen Geldsorten umzugehen. Dabei wird freilich eine scharfe Abgrenzung nach Zahlenkreisen oder Rechenarten nicht gut möglich sein, und die dem Kinde gestellten Aufgaben werden oft genug über den in der Schule behandelten Stoff hinausgehen. Das ist in gewissen Grenzen nur zu begrüßen, wird doch das Kind so veranlaßt, sich auch einmal selbst zu helfen. Im Falle des Mißlingens wird der Schade nicht groß sein. Die Beschäftigung des Kindes mit den Geldsorten kann nun verschiedene Formen annehmen: 1. Sie werden ihm zu genauer Betrachtung und Wertberechnung *gezeigt*. Bei den großen Geldscheinen (Zwanzig-, Fünfzig-, Hundertmarkscheine) wird man sich mit dieser Art begnügen müssen, da man sie kleinen Kindern nicht gut anvertrauen kann. 2. Sie werden zum *Spielen* benutzt (Kaufmannsspiel, Würfel- und Kartenspiel). Dabei wird ihr Wert freilich nur rechnerisch erfaßt, besonders wenn Spielpfennige gebraucht werden. Immerhin kann auch diese Beschäftigung wertvoll sein. 3. Die Kinder erledigen selbst *Einkäufe* oder nehmen doch wenigstens an denen der Eltern teil. Das ist jedenfalls der Weg, der am sichersten zur Beherrschung der Geldsorten führt. Dazu ist allerdings nötig, daß die Ausgaben des Kindes nicht nur rechnerisch genau nachgeprüft, sondern auch, soweit das irgend möglich ist, zum Anlaß genommen werden, *Rechenübungen* ähnlicher Art anzustellen. Zweckmäßig ist es, das Kind schon bei der Auftragserteilung auf den Wert des ihm anvertrauten Geldes, die Höhe der Ausgabe und des wahrscheinlichen Restes hinzuweisen. Das Restgeld lasse man sich vom Kinde nach Art des Kaufmanns aufzählen, d. h., erst die Pfennige zum vollen Zehner, dann die Zehner zur Mark usw. ergänzen. Je nach der Rechenfähigkeit des Kindes lassen sich Uebungsaufgaben folgender Art an solche Einkäufe anschließen: Wieviel hättest du auf 3 RM (5 RM, 10 RM usw.) herausbekommen? Wieviel hätten 2 (3, 5, 10) Stück (Pfund) derselben Sorte gekostet? Wenn du nun noch 3 Eier (Semmeln, Stückchen Kuchen usw.) gebracht hättest? Vati hat mir ein Fünfmarkstück mitgegeben. Zähle das Restgeld nach und sage mir, wieviel ich ausgegeben habe! — Anlaß zur Beschäftigung mit Geldfragen und entsprechenden Rechenübungen mögen auch folgende Familienangelegenheiten geben: Bezahlung von Rechnungen (Beiträgen, Miete, Zeitungen usw.), Geldsammlungen, Spargeldern, Abrechnung des Wochen- oder Monatsgeldes, Fahrkosten, Beschaffung von Wintervorräten, Preisangaben in der Zeitung und in Schaufenstern usw. Wichtig ist auch die Uebung des Wechselns größerer Geldsorten.

Auch die *Längenmaße* lernen die Kinder nur kennen und beherrschen, wenn sie sich oft und eingehend damit beschäftigen. Das *Meter* mit Zentimetereinteilung wird schon im ersten Schuljahr gebraucht. Daß es eines der besten Lehrmittel zur Veranschaulichung der Zahlenreihe bis 100, mit Millimetereinteilung bis 1000 ist, wollen wir hier nur nebenbei erwähnen. Sobald nun die rechnerischen Voraussetzungen einigermaßen gegeben sind, lasse man das Kind mit Mutters Bandmaß oder Vaters Zollstock recht viel *messen*, z. B. die Länge von Bleistiften, Federhaltern, Küchengeräten, Gliedmaßen des eigenen Körpers (Finger, Arm, Spann, Fuß), die Höhe von Möbeln (Tisch, Stuhl), die Länge und Breite von Büchern, Heften, Zeitungen, Fensterscheiben, Ofenkacheln, Decken, Kissen usw. Wenn die Kinder bis 1000 rechnen, werden diese Messungen in Millimetern ausgeführt. Das Ergebnis sollte, damit die Zahlen nicht gleich wieder verloren gehen, kurz aufgeschrieben werden. Man halte die Kinder auch nach Möglichkeit an, die Länge vor dem Messen zu *schätzen*. Diese

Beschäftigung macht den Kindern gewöhnlich Freude, besonders, wenn sie mit einem Wettbewerb verbunden wird. Im weiteren Verlauf des Unterrichts werden dann größere Längen gemessen: Die Länge der Zimmerwände, der Hauswände, die Entfernung der Pfähle des Gartenzauns, der Bäume im Garten oder auf der Straße, der Straßenlaternen voneinander usw. Für größere Entfernungen empfiehlt sich die Benutzung eines Bandmaßes von 10 oder 25 m. Damit werden wir dann auch am besten unter Vaters Aufsicht, damit es ganz genau wird, — eine gerade *Strecke von 100 m* an geeignetem Ort abmessen lassen. Diese sollte sich das Kind möglichst genau einprägen, indem es sie abschreitet (Zahl der Schritte oder besser Doppelschritte merken!), indem es feststellt, wieviel Zeit es braucht, um sie im gewöhnlichen Schritt, im Laufschritt, im Wettlauf, mit dem Fahrrad, auf dem Trittroller usw. zurückzulegen. Das gleiche gilt sodann für die *Kilometerstrecke*, die das Kind freilich nicht selbst abzumessen braucht, sondern nach den Kilometersteinen der Landstraße (Chaussee) festlegen kann. Auf Spaziergängen und Ausflügen wird dann der Vater immer auf die Entfernungen achten lassen, auf die zurückgelegte Strecke und die noch zu bewältigende, auf die Entfernungsangaben der Wegweiser, der Kilometersteine an den Straßen und Eisenbahnen. Auch das Abschätzen von Entfernungen sollte er dabei nicht vergessen. Natürlich können und sollen auch die beim Messen gewonnenen Zahlen zu *Rechenübungen* benutzt werden. Dafür einige Beispiele: Die Längen- oder Höhenunterschiede einzelner gemessener Gegenstände (z. B. Tisch und Stuhl, Lesebuch und Rechenheft) oder Entfernungen werden berechnet. Um wieviel jedes Kind noch wachsen muß, bis es so groß ist wie der Vater. Wieviel den gemessenen Gegenständen oder Personen noch an 1 Meter oder 2 Meter fehlen. Wenn wir 3 (5, 10 usw.) Gegenstände (Bleistifte, Hefte, Briketts, Tische, Schemel usw.) aneinanderlegen oder aufeinanderstellen. Wenn du jede Woche um 1 Millimeter wachsen würdest, wie groß wärst du dann in 1 (5, 10, 15) Jahr(en)? Wieviel Bleistifte (Spannen, Fußlängen, Armlängen usw.) gehen auf 1 Meter? Wieviel Blatt Zeitungspapier (Löschpapier, Postkarten usw.) kann ich bis zur Höhe von 1 Zentimeter aufeinanderlegen? Wie stark ist demnach 1 Blatt? Wo ist die Mitte der gemessenen Längen?

Mit *Gewichten* arbeiten und rechnen die Kinder im allgemeinen erst vom 3. Schuljahr an. Auch hierbei wird die Mitwirkung der Eltern in der Hauptsache darin bestehen, daß sie die Kinder zu Hause recht viel wiegen lassen. Sollen sie dabei aber nicht nur das Gewicht, sondern wirklich die Gewichte, d. h. die einzelnen Gewichtsstücke kennenlernen, so ist das nur mit Hilfe einer *Tafelwaage* möglich. Daneben wird man natürlich auch die Federwaage benutzen lassen, damit die Kinder auch damit umgehen lernen. An Gegenständen, die sich zur Uebung im Abwiegen eignen, fehlt es ja im Haushalt nicht. Wir nennen eine Anzahl, indem wir sie in gewisse Sachgruppen einordnen: Die Dinge im Schultornister (einzelne Bücher und Hefte, Schreibzeuge usw.). Was wir auf dem Leibe tragen (die einzelnen Kleidungsstücke, Tascheninhalt). Unsere Geldstücke. Wir wiegen Muttis Einkäufe nach (ob Schlächter oder Kaufmann richtig gewogen haben). Was Mutti zum Mittagbrot braucht. Was wir mit der Post wegschicken. Was wir im Garten geerntet haben usw. Wichtig ist, daß die Kinder auch mit der *Brückenwaage* (Dezimalwaage) umgehen und somit auch größere Gewichte kennenlernen, vor allem das eigene Körpergewicht, das jedes Kind sicher wissen sollte (wie u. a. auch die eigene Körpergröße). Stadtkinder werden freilich nur selten Gelegenheit haben, mit der Brückenwaage zu arbeiten, wenn nicht im Geschäft des Vaters eine solche gebraucht wird. Landkinder helfen gern beim Abwiegen von Kartoffeln, Getreide, Futtermitteln, Saatgut, Vieh aller Art usw.). Wo ein Selbstabwiegen nicht in Frage kommt, sollten die Kinder wenigstens angehalten werden, das Gewicht gewisser, man möchte sagen typischer Dinge oder Tiere durch Erkundung, Nachschlagen, Ablesen usw. festzustellen, z. B. das Gewicht einer Fuhre Roggen (Heu, Kartoffeln), eines Personenautos, eines Lastkraftwagens, von Personenwagen, Güterwagen und Lokomotiven der Eisenbahn, einer Güterwagenladung, einer Schiffsladung, einer Kuh, eines Pferdes usw. Es wird sich dabei naturgemäß oft nur um Durchschnittsgewichte handeln, einen Begriff, den das Kind auch schon in der Grundschule kennenlernt.

Durch den praktischen Gebrauch beim Abwiegen erhält das Kind mit der Zeit eine *klare Vorstellung* von den einzelnen Gewichten. Dazu gehört einmal die durch den Gesichtssinn vermittelte Anschauung der Größe und Form der Gewichtsstücke (1 g-, 5 g-, 10 g-, 100 g-, 500 g-, 1 kg-Stück usw.), zum andern die durch den Muskelsinn bewirkte Druckempfindung, die sich nur bilden kann, wenn das Kind die Gewichte sehr oft in die Hand nimmt und schließlich das durch Vergleich, also verstandesgemäß beim Wiegen oder Abschätzen erworbene Schwergefühl für recht viele Dinge der Umgebung. Das Grundschulkind wird auf diese Weise vor allem die Vorstellung von 1 g oder 1 kg ausbilden. Dazu helfen besonders Gewichtsvergleichungen folgender Art: Wieviel gehen auf 1 g? (z. B. Körner und Kerne aller Art, Stecknadeln, Löschblätter, Briefmarken, Stahlfedern usw.). Wieviel gehen auf 1 kg? (z. B. Kartoffeln, Aepfel, Nüsse, Semmeln, Eier, Schreibhefte). Natürlich lassen sich solche Uebungen auch für 10 g, 100 g usw. anstellen. Die Gewichtsvorstellungen für Doppelzentner (dz = 50 kg) und Tonne (t = 1000 kg) werden bei Kindern im allgemeinen nur durch solche Gewichtsvergleiche zustandekommen. Die Bezeichnungen Pfund und Zentner sind amtlich nicht mehr zugelassen. Doch können sie Schule und Elternhaus nicht unbeachtet lassen, weil sie in weiten Schichten der Bevölkerung immer noch mit Vorliebe gebraucht werden.

Zur sicheren Beherrschung gehört nun auch hier tüchtiges *Rechnen mit Gewichten* und Gewichtszahlen. Wir müssen uns darauf beschränken, dafür einige kurze allgemeine Hinweise zu geben. Beim Wiegen erfordert schon die Zusammenstellung der Gewichtsstücke und die Verteilung auf die beiden Waagschalen rechnerische Ueberlegung. Wir lassen sodann berechnen: die Gewichtsunterschiede von Personen (z. B. Geschwistern, Schulkameraden) und Gegenständen, den Unterschied von geschätztem (das Schätzen ist auch hier oft zu üben) und wirklichem Gewicht, von Verpackung (Tüte) und Gesamtgewicht, Lebensmitteln frisch und getrocknet, mit und ohne Schale. Zusammenzählung der Einzelergebnisse aus den obengenannten Sachgebieten. Berechnung des Gewichts mehrerer Stücke der gleichen Art (z. B. 6 Blei-

stifte, 10 Hefte, 20 Semmeln usw.), des wöchentlichen oder monatlichen Verbrauchs aus dem täglichen (z. B. täglich 150 g Butter, wieviel wöchentlich?) und umgekehrt.

Die wirksamste und umfangreichste Hilfe kann das Haus ohne Zweifel bei den Zeitmaßen leisten. Das Gefühl für die Zeit und ihren Verlauf erwacht im Kinde verhältnismäßig spät. Bei Schulbeginn weiß es wohl etwas von Stunde, Tag und Woche, aber auch diese Begriffe sind meist noch recht dunkel und verworren. Von den größeren Zeitmaßen (Monat und Jahr) und den kleineren (Minute und Sekunde) kann es sich noch gar keine Vorstellung machen. Es gehören sehr viele Erfahrungen dazu, bis das Kind solche Zeitspannen mit Bewußtsein erfaßt. Dazu können die Eltern schon im vorschulpflichtigen Alter manches beitragen. So sollten sie, sobald die geistige Entwicklung des Kindes es zuläßt, bei jeder passenden Gelegenheit auf die Zeit hinweisen: Es ist 1 Uhr, der Vater wird gleich kommen. In einer halben Stunde gehen wir. Du mußt ins Bett, es ist schon 8 Uhr usw. Auch die Namen der Tage (Sonntag, Montag usw.) sollten recht oft an das Ohr des Kindes klingen; Begriffe wie gestern, vorgestern, morgen, übermorgen sollten recht oft gebraucht werden. Gegen Ende des ersten Schuljahrs etwa sollte dann das Kind die Uhr kennenlernen. Auch dazu gehört sehr viel Uebung, die sich aber zu Hause ganz naturgemäß ergibt. Zur „Veranschaulichung" der Begriffe Woche, Monat, Jahr trägt es sehr viel bei, wenn das Kind, etwa vom zweiten Schuljahr an, daran gewöhnt wird, täglich „seinen" Abreißkalender selbst zu bedienen und die Zeitangaben darauf zu lesen. Recht bewußt werden dem Kinde die großen Zeitmaße erst im Laufe der Grundschuljahre werden. Aber auch das Verständnis für die kleinen Zeitmaße (Minute und Sekunde) fällt den Kindern nicht leicht. Man sollte sie diese Zeitspannen recht oft erleben lassen, indem man ihnen z. B. hilft, an Hand der Uhr festzustellen: Wie weit sie in einer Minute lesen (gehen, laufen, kriechen, radfahren) können. Wieviel Wörter sie in einer Minute aufschreiben können; oder: eine Minute lang stillsitzen, den Arm ausstrecken, auf einem Bein stehen usw. Natürlich kann man so auch Zeitspannen von 3, 5, 10 usw. Minuten veranschaulichen. In ähnlicher Weise wird man auch die Dauer einer Sekunde bewußt machen. — Gelegenheiten zum Rechnen mit Zeitmaßen finden sich im häuslichen Leben sehr oft. Wir können hier nur auf einige aufmerksam machen: Wir berechnen nach der Uhr die Zeitdauer des Spiels, der Schularbeit, einer Besorgung, des Schlafes, einer Fahrt, einer bestimmten Beschäftigung usw., nach dem Kalender die Dauer der Ferien, einer Reise, eines Besuchs, die Dauer bis zu einem bestimmten ersehnten Ereignis (Geburtstag, Weihnachten, Ferienanfang usw.), das Datum heut in einer Woche (in 14 Tagen usw.). Wir vervielfachen Zeitmaße, indem wir aus der täglichen Zeitdauer die wöchentliche, monatliche oder jährliche berechnen, z. B. täglich 10 Minuten Turnen (25 Minuten Schulweg, ½ Stunde Lesen, 10 Stunden Schlaf usw.), wieviel macht das in der Woche usw.? Dabei müssen oft kleinere Maße in größere (Minuten in Stunden, Stunden in Tage usw.) verwandelt werden und umgekehrt. Sehr beliebt ist bei den Kindern das Rechnen mit Stunden- und Minutengeschwindigkeiten, das bei Wanderungen, Radfahrten, Auto- oder Eisenbahnfahrten naheliegt.

Die Zählmaße können wir kurz abtun. Es sind ihrer nur wenige, und ihre Bedeutung für das praktische Leben geht mehr und mehr zurück. Für die Grundschule kommen nur in Betracht: das Dutzend, die Mandel und das Schock. Sie werden im Unterricht gewöhnlich mit den entsprechenden Zahlen (12, 15) des großen oder des Zehnereinmaleins (60) verbunden. Schwierigkeiten in Bezug auf das Verständnis ergeben sich dabei nicht. Im Familienhaushalt spielt ja eigentlich nur noch das Dutzend eine, wenn auch bescheidene, Rolle, und so mag es denn gelegentlich einmal an den Tellern, Tassen, Messern, Taschentüchern, Handtüchern, Hemden usw. gezeigt, gezählt und zu Rechenzwecken verwendet werden.

Nicht erwähnt sind in den Richtlinien die Hohlmaße. Es liegt aber durchaus kein Grund vor, auf die Behandlung des Liters und des Hektoliters in der Grundschule zu verzichten. Im Hause wird ja das Litermaß oder doch das Halblitermaß ständig benutzt, so daß auch die Kinder frühzeitig damit umgehen lernen. Wichtig ist nun, daß sie ein Augenmaß gewinnen für den Literinhalt der im Haushalt oder im Garten verwendeten Gefäße, größerer (Töpfe, Eimer, Gießkannen, Fässer usw.) oder auch kleinerer (Flaschen, Gläser). Eine Veranschaulichung des Hektoliters durch ein entsprechendes Gefäß (Tonne) wird nicht immer möglich sein. Dann mögen sie sich aus dem Inhalt von soundsoviel Milchkannen, Biertonnen oder dergleichen eine Vorstellung davon bilden. Gelegenheiten zu Rechenübungen ergeben sich u. a. aus Milcheinkauf oder -verkauf, Bier- oder Weinabfüllen, Benzinverbrauch bei Auto- oder Motorradfahrten, Wasserverbrauch im Hause oder Garten.

In den meisten Schulen werden die Kinder spätestens im vierten Schuljahr auch mit den Flächenmaßen bekanntgemacht, obwohl auch sie in den Richtlinien nicht besonders genannt sind. Im heimatkundlichen Unterricht werden sie jedenfalls sehr nötig gebraucht, zum mindesten die Begriffe Hektar (ha) und Quadratkilometer (qkm). Diese kann man aber den Kindern nicht beibringen, ohne auf das Quadratmeter (qm) zurückzugehen. Haben sie das verstanden, dann machen auch Quadratzentimeter (qcm) und Quadratmillimeter (qmm) keine Schwierigkeiten mehr. Nun, die Veranschaulichung dieser Maße können wir getrost der Schule überlassen. Im häuslichen oder wirtschaftlichen Leben werden die Kinder nicht gerade viel von Flächenmaßen hören oder damit zu tun haben, am ehesten noch auf dem Lande, wo ja mit Bezug auf Feld- und Gartenarbeiten viel von ha oder qm die Rede ist. Da sollte der Vater dafür sorgen, daß das Kind schon während der Grundschulzeit mindestens in der eigenen Wirtschaft die Größe der verschiedenen Felder, Wiesen usw. kennenlernt. Die Vergleiche mit andern kommen dann von selbst. In der Stadt sollte das wenigstens für den Garten und das eine oder andere Zimmer gelten. Und warum soll das Kind nicht mithelfen, wenn der Vater die Größe des Fußbodens, der neu belegt werden soll, oder der zu tapezierenden Wände, der zerbrochenen Fensterscheibe usw. ausmißt? Vielleicht kann es sogar die Arbeit selbst übernehmen, wenn ihm gezeigt wird, mit welchem Maß und wie gemessen wird. Anlässe zum Rechnen mit diesen Flächenmaßen werden sich dabei sicherlich schon von selbst ergeben.

Es ist nur ein kurzer und ziemlich unscheinbarer Satz aus den Richtlinien für die Grundschule, den wir unsern Ausführungen zugrunde gelegt haben, und wir haben nur das Notwendigste darüber sagen können. Doch auch das schon hat unsern Lesern und Leserinnen gewiß gezeigt, wieviel Arbeit hinter der einen Aufgabe steckt, die damit gefordert wird. Aber es ist, wie wir gesehen haben, zum größten Teil eine Arbeit, die mit dem kindlichen Schaffen und Spielen im Haus unmittelbar zusammenhängt und dem Kinde darum auch Freude macht. Wer wollte als Vater oder Mutter da nicht auch gern mithelfen!

Für die Kleinsten

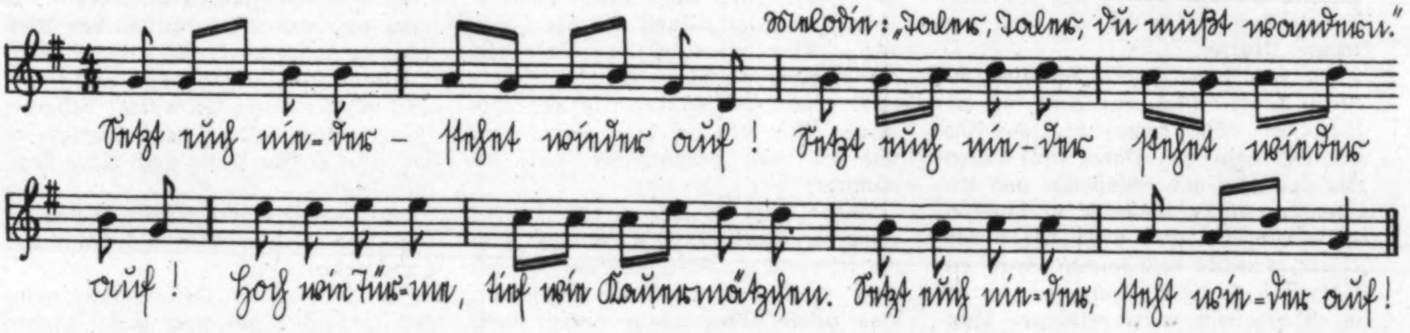
Von Erwin Jäckel

Zeichnungen: Werner Ollonger

Setzt euch nieder –
stehet wieder auf!
(Wird wiederholt)

Hoch wie Türme –
tief wie Kauermätzchen!

Setzt euch nieder –
steht wieder auf!
(Bewegungen wie am Anfang)



Mutter singt dazu – ob sie auch Klavier spielen kann?

Leget euch lang
und strampelt mit den Beinen!
(Wird wiederholt)

Machet ein Paketchen –
spielet Wiegemesser!

Leget euch lang
und strampelt mit den Beinen!
(Bewegungen wie am Anfang der Strophe)

Wanken und schwanken
wie das Gras im Winde.
(Wird wiederholt)

Spielet Wetterfahne –
dreht dabei das Köpfchen!

Wanken und schwanken
wie das Gras im Wind.
(Bewegungen wie am Anfang der Strophe)

Blick aus der Vogelschau

Von A. von Groote

Um es gleich vorweg zu sagen: ich selbst habe keine Kinder, und die glücklichen Frauen, die welche haben, werden natürlich sofort erklären: „Eine alte Jungfer? Wie kommt die dazu, Vorträge zu halten über Dinge, die sie gar nicht beurteilen kann."

Liebe Mütter, ihr habt völlig recht, und ich maße mir auch nicht an, vom Erlebnis der Mutterschaft ausgehen zu wollen.

Ich habe nur den einen Vorteil: mein Beruf führt mich in sehr viele Familien mit Kindern jeden Alters und jeder Anzahl. Dadurch bieten sich mir mehr Vergleichsmöglichkeiten als einer einzelnen Mutter.

Da sind zunächst die Familien mit einem Kind. Dies eine Kind hat einfach alles. Eine komplette Baby-Ausstattung, dazu von Paten und Tanten Strickjäckchen und Schühchen und Pudelmützen, mehr als es je verschleißen kann. Die Kleidchen stickt Mutti alle selber; es macht doch solchen Spaß, ein Mädelchen niedlich anzuziehen, es ist im Grunde ein weitergeführtes Puppenspielen. Mutti hat auch immer Zeit fürs Kind. Und das Kind ist immer adrett und artig, manchmal ein bißchen altklug und auch ein bißchen verwöhnt, denn Mutti kocht gar nicht erst Sachen, die Mausi nicht mag. Und Mausi darf eben auch zu jeder Zeit Mutti stören mit allerhand Wünschen wegen eines Puppenunterrockes, der sich von ihren dicken Fingerchen nicht zuknöpfen lassen will. Oder Mausi ist schon größer und braucht dringend ein Wort, das mit A anfängt und mit i aufhört für das Rätsel in der „Illustrierten". Solange muß Frau Randow, mit der Mutti grade telefoniert, dann eben warten, denn Mutti muß doch in erster Linie für das Kind da sein. Mutter und Kind machen sich gegenseitig das Leben schön. Wenn es ein Bub ist, dieses einzige, dann lernt Mutti mit ihm englisch und hebt die Sportberichte aus der Zeitung für ihn auf.

Mutter Trudchen mit ihren zwei Kleinen hat es schon schwerer. Die Baby-Ausstattung ist erheblich vertragen und wurde nicht so ergänzt, wie es hätte sein müssen. Da heißt es öfters waschen. Man tut eigentlich den ganzen Tag nichts als diese beiden Kinder bedienen, damit sie satt, sauber und gesund sind. Das ist schon eine ganze Leistung, und Mutter Trudchen ist mit Recht stolz darauf. Aber hin und wieder fängt es doch auch bei zwei Kindern schon an, daß die Mutter nicht mehr so recht mit allen Anforderungen fertig wird. Grade hat sie Inge niedlich angezogen, weil nachher Frau Hartmann zum Kaffee kommt, da muß es dem Vati einfallen, mit dem Gartenschlauch den Rasen zu sprengen. Inge tobt selig um ihn herum, patscht über das triefende Gras —, streckt die Aermchen in den feinen Sprühregen und jubelt, wie nur ein Vierjähriges jubeln kann. Mutti hört es, aber sie ist zu abgehetzt, um sich an dem Freudengeschrei mitzufreuen. „Vorsicht, Inge!" ruft Vati, „geh vom Rasen runter!" Und schon stürzt Mutti aus der Haustür. „Aber wie siehst du wieder aus, du ungezogenes Kind! Habe ich dir nicht gesagt, du sollst dich in acht nehmen! Nun sieh dir diese Schuhe an, und die rosa Strümpfchen ganz beschmutzt!"

Aller Jubel ist tot. Verstört sieht Inge die Bescherung. Mit vier Jahren lebt man — Gott sei Dank — noch ohne zu denken, wie man ausschaut. Das sich-selbst-bespiegeln kommt noch früh genug, Mutter Trudchen. Der Dicke, den Vati beaufsichtigen sollte, hat seine zweijährige Behäbigkeit auf seinen kurzen strammen Beinen den Gartenweg hinuntertransportiert. Nun hockt er ächzend vor Eifer neben einem gelben Stiefmütterchen und patscht mit seinen prallen Pfötchen die Erde ringsherum fest. Und Mutter Trudchens Verzweiflung wiederholt sich. Klatsch, hat der Dicke eine weg. Weh tut es wohl nicht, aber er fühlt sich zu unrecht gestraft und heult lauthals los. Trudchen zerrt ihn hinter sich her ins Haus und fühlt selber dunkel, daß sie ihn aus Nervosität und Aerger gestraft. Nicht, wie Eltern immer so schön sagen: nur aus Liebe, damit einmal ein ordentlicher Mensch aus ihm wird! —

Bei Frau Holter war das Dritte angekommen und gern aufgenommen worden. Wenn nur die Kinder nicht soviele Wünsche hätten. Aber hier mal Geld fürs Kino und dort für Bonbons, für eine Schleife. Sie konnten so betteln oder maulen, bis mans ihnen schließlich gab, nur um Ruhe zu haben. Ilse hatte neulich geheult, weil sie zur Kindergesellschaft nicht ihr bestes Kleid anziehen sollte. Zuletzt hatte die Mutter nachgegeben. Und der Erfolg war denn auch ein tüchtiges Dreieck in dem Rosaseidenen.

„Mama, Heinz äfscht mich immerfort aus und sagt „geleckter Affe", piepste Ilse in der Küche. „Biste auch allemal," höhnt Heinz und nimmt sich eine Scheibe Wurst von der Schüssel, die die Mutter fürs Abendbrot zurechtgestellt. Sie zieht grade die aufkochende Milch vom Feuer und achtet darum nicht auf Ilses Lamento, so daß diese zur Selbsthilfe greifend, Heinz in die Haare fährt. In der engen Küche fangen beide an sich zu balgen, Heinz mit der stärkeren Kraft, Ilse mit kratzbürstiger Wut. Bis ein Glas vom Küchentisch fliegt. „Seht ihr, das kommt davon! das schöne Glas!" Nun doch etwas kleinlaut, verschwinden sie in die Nebenstube.

Ein ohrenzerreißendes Geschrei ihres Jüngsten läßt Frau Holter bald darauf aus der Küche fahren. „Heinz hat Brüderchen die Trompete weggenommen," berichtete Ilse. „Alte Petze!" knurrte Heinz. Und Brüderchen schreit weiter. „Es ist doch meine Trompete!" „Wie alt bist du eigentlich, Heinz! Du bläst doch seit Jahren nicht drauf. Es reizt dich nur jetzt, weil du den Kleinen damit ärgern kannst. Es ist wirklich nicht zum Aushalten mit euch!" „Es ist aber meine Trompete," beharrte Heinz trotzig. Doch dann verzieht er sich, weil er den Vater nach Haus kommen hört.

„Die Kinder waren wieder unausstehlich. Ich weiß wirklich nicht, wie das weitergehen soll."

Ja, wie soll es weitergehen, wenn nun fünf oder gar noch mehr Kinder in der Familie sind! Ein Chaos als Dauerzustand, sollte man denken. Und doch habe ich das praktisch fast nie erlebt, sondern finde immer eine so auffallende Ausgeglichenheit in den wirklich kinderreichen Familien. Laut, ja. Und darum für die Nachbarn nicht immer eine Quelle der Wonne. Aber laut aus Fröhlichkeit und sprudelndem Leben, selten einmal aus Zorn oder Streit.

Frau Elisabeth sitzt am offenen Fenster, im Schoß einen Berg zu stopfender Sachen.

„Die beiden Großen wollen morgen eine Tour machen, da muß ich noch schnell den Rucksack flicken."

„Kann ich nicht etwas helfen?"

„Ach, das wäre reizend. Hier diese Söckchen sind am dringendsten. Hedi hat fast nichts mehr anzuziehen."

„Ich lauf barfuß," erklärt Hedi. Sie kniet auf einem Stuhl, die Arme auf den Tisch gestützt, und forscht in ihrer Fibel.

„Also nun noch mal, Hedi! Da sagte der Fuchs: —" und Hedi ackert seufzend und gehorsam weiter durch die Geschichte vom Wolf und dem Fuchs. Die Mutter spricht halblaut mit dem Gast. „Sie sind alle gesund, Gott sei Dank. Und mit dem Lernen klappts auch einigermaßen. In manchem geht es natürlich etwas spartanisch zu bei uns. Ich habe z. B. Wachstuch angeschafft für den Tisch. Es war mit weißen Tisch-

tüchern einfach nicht mehr darzustellen bei der vielen Kleckserei. Und wo es irgend angeht, erben die Kleinen die Sachen von den Großen. Dieter hat neulich zum ersten Mal in seinem Leben einen neuen Anzug „ganz für sich allein" bekommen. Sie glauben nicht, was das für eine Sensation war.

„Mutti, der ganze Garten ist geharkt," meldet Dieter eben verschwitzt und stolz.

„Wie herrlich, Bübchen. Muß es nun bis morgen zum Sonntag ganz unangerührte Pracht bleiben oder darf ich mit Tante Gerda nachher einmal durch den Garten gehen?"

„Miezi läuft auch schon drüber," sagt Dieter kläglich.

„Ich möchte doch so gern mal dein Beet sehen, Dieter."

„Oh ja, ich auch — ich auch —", Hedi rutscht vom Stuhl. Fuchs und Wolf sind um den letzten Satz betrogen. Und dann gehen wir auf dem Mittelsteig des Gärtchens vorsichtig im Gänsemarsch, hinter uns ziehen Dieter und Hedi wie zwei Ponnies die Harke nach, um die Spuren wieder zu verwischen.

Erika im blauen Leinenhänger mit zwei langen Zöpfen und ebenso langen bloßen Beinen in schwarzen Turnschuhen gießt grade die Salatpflanzen. Fritz hält sich, außerhalb des Gartens auf seinem Rade sitzend, mit der linken Hand am Zaun.

„Denkst du auch an deine Schuhe, Fritz?" mahnt die Mutter, „sie sollten heute abend fertig sein." „Alles schon besorgt. Dreißig Pfennig kosten sie."

Am meisten imponiert mir die Arbeitsverteilung nach dem Abendbrot. Otto und Fritz räumen ab. Erika spült das Geschirr. Dieter trägt die Servietten fort, Hedi das Salzfaß und die Messerbänkchen. Dann kehrt sie mit der Bürste den Tisch ab, während Dieter alle Stühle grade rückt. Fritz trocknet ab, Otto putzt Messer, und dann räumen sie alles wieder ein. Das Ganze ist so auf einander eingespielt, daß höchstens eine Viertelstunde darüber vergeht. Die Mutter hat inzwischen in der Küche das Plätteisen angestellt und bügelt Sporthemden für die wanderlustigen Söhne.

„Erika, geh bitte mit den Kleinen nach oben und laß schon das Wasser ein, ich komme gleich nach. Und ihr Männer —" Fritz und Otto, dreizehn und vierzehn Jahre alt, mustern sachverständig die Speisekammer — „für euch liegen vier gekochte Eier rechts auf dem Bort. Saft muß auch noch da sein. Im übrigen wißt ihr ja selbst am besten, was ihr braucht. Bitte nicht die Zahnbürsten vergessen!"

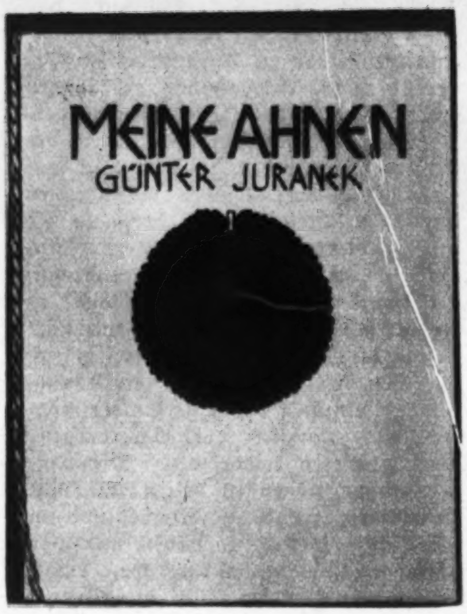
„Ich bewundere Sie wirklich restlos, wie gehorsam und ordentlich Ihre Kinder sind und dabei doch quietschvergnügt."

Die Mutter lacht. „Wo käme man hin, wenn fünf Kinder ungehorsam und nachlässig sein wollten."

Ja, wo käme man hin! Und ich frage mich: sind es nur die erzieherisch und organisatorisch begabten Frauen, die es sich zutrauen, eine so große Schar Kinder aufzuziehen? Oder war diese Mutter auch einmal Trudchen oder gar Frau Holter, um sich schließlich zu dem zu entwickeln, was sie jetzt ist. Darauf wird mir bestimmt jemand antworten: „Trudchen bleibt Trudchen, auch wenn sie zehn Kinder hat. Und Mutter Elisabeth ist seinerzeit mit dreien ebenso glänzend fertig geworden wie jetzt mit den vielen!" Gewiß, es wird auch solche geben. Aber ganz allgemein gesehen, verstärkt sich mir der Eindruck, daß die Mütter alles, was man einem einzigen Kinde an Aufsicht, Hilfe, Interesse und Verwöhnung zukommen lassen kann, ohne irgendeine Gegenleistung oder Anpassung von Seiten des Kindes zu erstreben, zunächst auch auf zwei oder drei Kinder auszudehnen versuchen. Diese Lage ist bei mehr als zwei Kindern einfach nicht durchzuführen. Es ergibt sich die Notwendigkeit einer Umorientierung, und es drängt sich mir so oft der Gedanke auf: Wenn die Mütter doch rechtzeitig sich zu lösen lernten von der Einstellung, die dem einzigen Kinde gegenüber möglich ist, zugunsten der Erfordernisse einer größeren Kinderzahl. Die Kinder müssen lernen zu helfen, Rücksicht zu nehmen, Freude am Kleinen und im häuslichen Bezirk zu haben und vor allem selbständig zu werden. Entlastung der Mutter sollte für Mutter und Kinder die Parole sein. Denn Unrast der Mutter macht das ganze Haus ungemütlich. Ausgeglichenheit der Mutter ist der Magnet, der Groß und Klein anzieht und ihnen das Heim wirklich Heim sein läßt, weit über die Kindheit hinaus.

Sie ist noch so-o müde

Aufnahmen: Hatke



Kunst-Schrift in der Schule

Von Hans Scheffler

mit Zeichnungen 13jähriger Schüler einer märkischen Dorfschule

Das Schwarze Brett als besonderer Platz für bestimmte Mitteilungen ist in seinem Wirkungsbereich nicht mehr auf Hochschulen und Erziehungsinstitute beschränkt. Es ist seines „schwarzen" Charakters überhaupt entkleidet und stellt heute nichts Besonderes dar, weil es eine recht häufige Erscheinung geworden ist. Alle benötigen dieses bequeme Nachrichtenmittel, — die Partei mit ihren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden, die HJ., das Jungvolk.

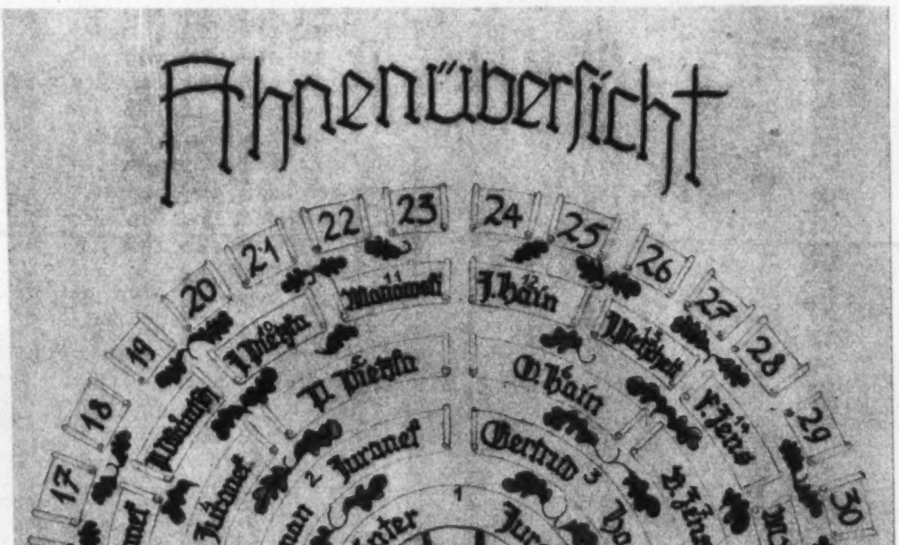
Die Gepflogenheit, etwa einen handgeschriebenen Zettel oder einige mit der Schreibmaschine verfertigte Zeilen dort anzuheften, fand ich in einer kleinen Gemeinde durchbrochen. Was die Jungmädel und die Pimpfe mitzuteilen hatten, geschah in Form reizender kleiner Kunstwerke, die dafür den Vorzug besaßen, tatsächlich gelesen zu werden. Wer war der Schreiber, der sich stets der ornamentalen Schrift bediente und damit gleich zweierlei erreichte? Wer war auf den Gedanken gekommen, das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden?

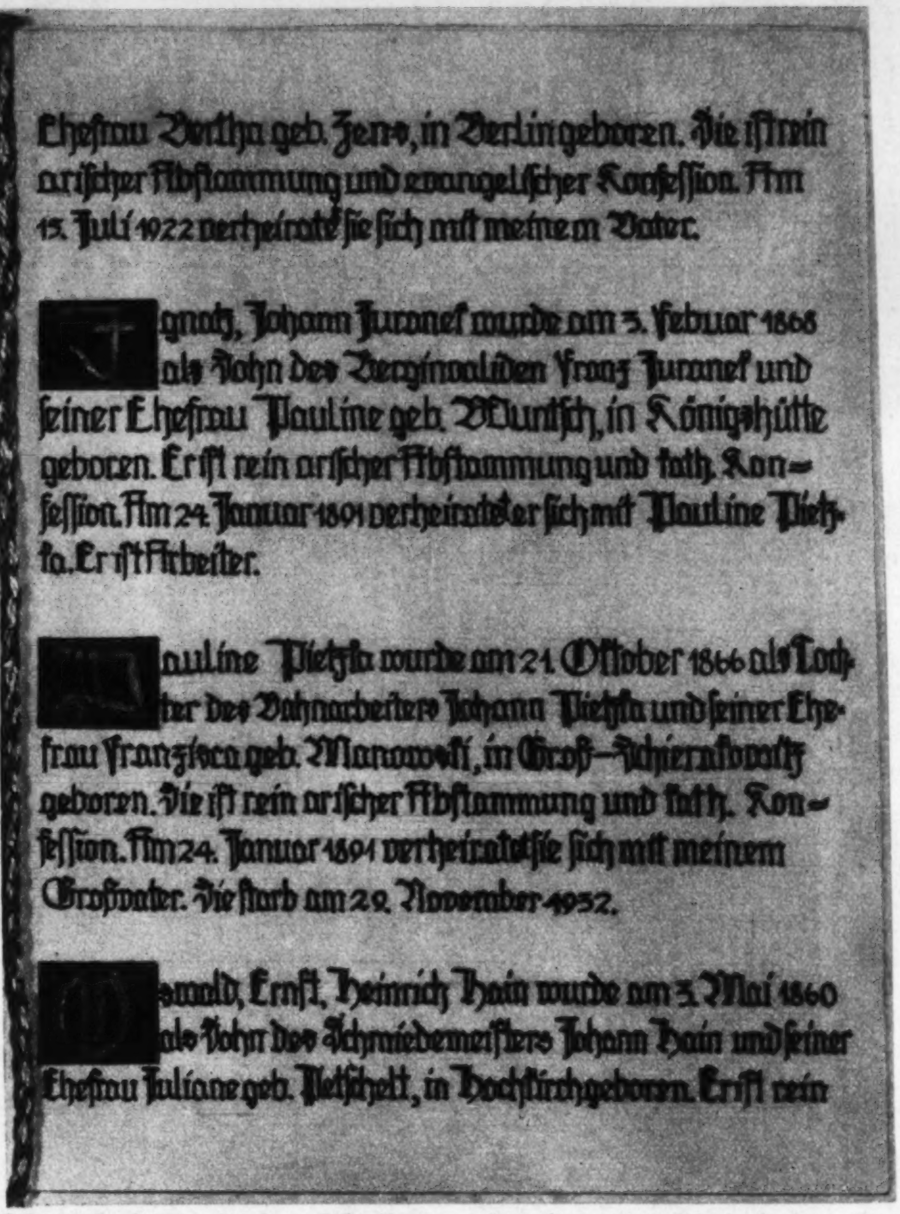
Zu meiner Ueberraschung erfuhr ich, daß sich hier ein richtiger kleiner Wettbewerb vollzog und jedesmal ein anderer sich produzierte. „Das lernen wir seit jeher in der Schule", bedeutete mir eines der größeren Mädel. Kunstschrift in der Schule, und noch dazu in einer mit ausgesprochen dörflichem Charakter! Lesen, Schreiben, Rechnen — das ist schon eine ganze Menge, wenn es zu einem wirklichen Erfolge führen soll. Und der Fachmann zerbricht sich mit Recht den Kopf, wie er bei der geringen Zeit, die ihm zur Verfügung steht, all den Unterrichtsgebieten gerecht werden soll, über deren dringendes Erfordernis es keinen Zweifel geben kann, wie Biologie, Rassenkunde, Vererbungslehre und vieles andere.

Ist es nicht vielleicht eine Marotte des einzelnen Lehrers, die dieser Pflege eines zwar sehr hübschen, aber doch immerhin recht einseitigen Unterrichtsgebietes eine derartige Teilnahme sichert, so fragt man sich. Sollten dabei nicht doch die anderen Disziplinen ein wenig zu kurz kommen? Kunstschrift — sicher ganz nett! Aber eben doch nur — Schrift. Und alles andere drängt nach Vertiefung, Abrundung und möglichst vollkommenem Abschluß.

Man stellt sich im allgemeinen den Unterricht in ornamentaler Schrift so vor, wie unsere Schreibstunden seligen Angedenkens. Der Lehrer schreibt — nach dem Normalduktus — ein Wort an die Tafel, peinlich genau, mit Flammenlinie, mit Haar- und Schwellstrich. Und dann schreiben, besser, malen die Kinder es nach, einmal, zehnmal, bis es einigermaßen dem Vorbild ähnelt. So geht das dann, bis man die 26 Schriftzeichen im Kopf und in der Hand hat, und nun beginnt die Geschichte von vorn. Wir haben für diese Dinge mit Recht das Wort „Schreibdrill" gefunden, und es würde keinem einfallen, dabei etwas von erziehlichen Werten zu sprechen. Wir leugnen nicht, daß es hierbei sehr auf Sauberkeit ankam, weil wir uns lebhaft erinnern, wie empfindlich jeder Klecks, der mehr aus der Neigung, eine Verkrampfung endlich zu lösen, als aus Nachlässigkeit entstand, mit Strafen geahndet wurde.

Nein, derartig vollzieht sich eine Unterrichtsstunde in ornamentaler Schrift nicht. Was dieser Unterricht in gleicher Weise an disziplinierter Haltung fordert, das schenkt er auf kunsterzieherischem Gebiet und macht damit das handwerkliche Schaffen in stärkstem Maße lustbetont. Der Normalduktus war starr, die Kunstschrift ist innerhalb des ihr innewohnenden Charakters als Symbol für völkisches Wesen der Ge-





Ehefrau Bertha geb. Zen?, in Berlin geboren. Sie ist rein arischer Abstammung und evangelischer Konfession. Am 15. Juli 1922 verheiratete sie sich mit meinem Vater.

Ignatz, Johann Juranek wurde am 3. Febuar 1868 als Sohn des Berginvaliden Franz Juranek und seiner Ehefrau Pauline geb. Wuntsch, in Königshütte geboren. Er ist rein arischer Abstammung und kath. Konfession. Am 24. Januar 1891 verheiratete er sich mit Pauline Pietzka. Er ist Arbeiter.

Pauline Pietzka wurde am 21. Oktober 1866 als Tochter des Bahnarbeiters Johann Pietzka und seiner Ehefrau Franziska geb. Manowski, in Groß-Schierakowitz geboren. Sie ist rein arischer Abstammung und kath. Konfession. Am 24. Januar 1891 verheiratete sie sich mit meinem Großvater. Sie starb am 29. November 1932.

Oswald, Ernst, Heinrich Hain wurde am 3. Mai 1860 als Sohn des Schmiedemeisters Johann Hain und seiner Ehefrau Juliane geb. Petschelt, in Hochkirch geboren. Er ist rein

staltungskraft des einzelnen Schreibers zugänglich. Ein edler, mit großem Formenreichtum begabter rhythmischer Wechsel fordert seine Formung zur Einheit. Dem Lernenden wird klar, daß die Schrift nicht nur ein sichtbarer Ausdruck der Sprache ist, sondern daß die Kraft des Wortes sich im Schriftzeichen offenbart. Man kann also etwas besonders Eindringliches durch die Form der Schriftzeichen darstellen. Denken wir nur an die verschiedene Ausprägung, die z. B. ein Wort zum Gedenken an die Gefallenen des Weltkrieges oder ein Spruch für den Erntedanktag in der ornamentalen Schrift geradezu fordert. Buchstaben werden dann sichtbar gemachte Worte.

Der Versuch einer zeichnerischen Darstellung wird in den meisten Fällen weit hinter der Ausdrucksfähigkeit in der Schrift zurückbleiben. Während dort aber das Kind resignierend den Zeichenstift hinlegt, weil es erkennt, daß hier die Grenzen seines Könnens recht eng gezogen sind, ist ihm die Kunstschrift ein willkommenes Mittel zur Gestaltung. Linien klingen, Linien bewegen sich in einem Rhythmus, den die kindliche Hand formend erleben kann.

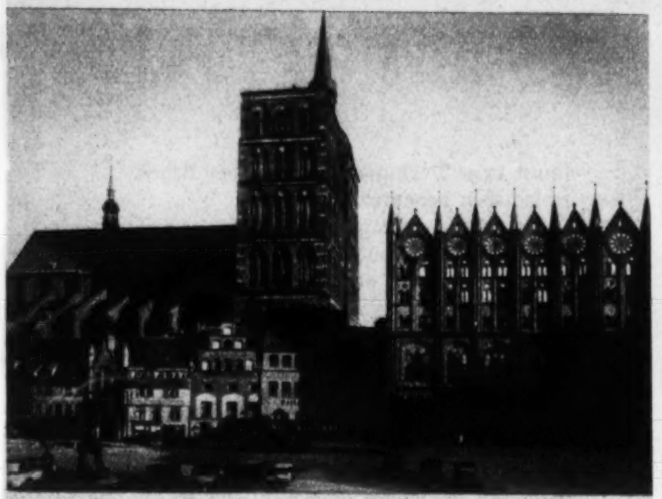
Der Linie gesellt sich die Farbe zu. Das Studium alter Evangeliare zeigt uns die wunderbare Schönheit der sogenannten Initiale, des Anfangsbuchstabens, welcher bei den nordischen Völkern stets besondere Bedeutung hatte. Hier kommt die Farbe der Linie zu Hilfe, und aus beiden wird eine lebendige Offenbarung des Volkscharakters. Man sage nicht, das sei zu hoch für Kinder. Die Erfahrung beweist das Gegenteil. Eine geschmackliche Sicherheit ist das Ergebnis. Wir wissen allzu gut, wie wenig das Werk der bildenden Kunst, so gegenständlich es auch wirkt, dem jugendlichen Empfinden zu sagen hat. Das dauernde Erlebnis des Rhythmus hingeben bildet eine ständige Schulung, die kunsterziehlich gesehen, eine wertvolle Vorbereitung für das Verständnis von Kunstwerken überhaupt bedeutet.

Und das Geheimnis? Es liegt im Selbstschaffen, im Nachschaffen, das bis zu einem gewissen Grad schon dem Schüler einer Volksschule möglich ist. Er wird darüber hinaus in der Lage sein, neu zu gruppieren, also einem Gestaltungswillen genüge zu leisten, dessen Ausstrahlung Freude am Schaffen und somit enge Verbundenheit mit der Kunst schlechthin bedeutet.

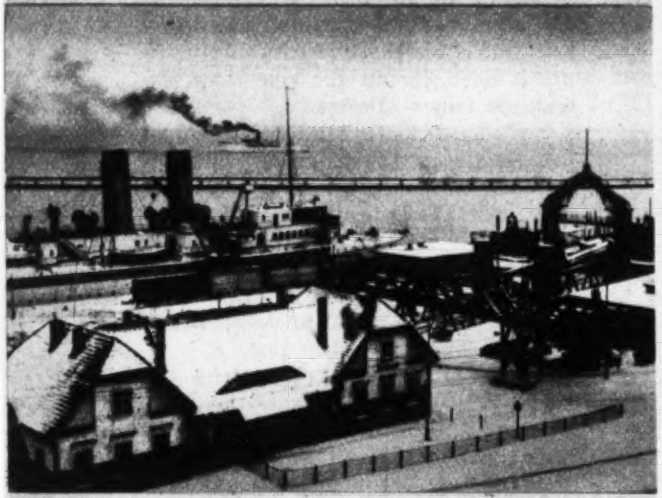
Ja, aber — fragt man wohl — was kann nun der Schulentlassene mit diesen Dingen praktisch anfangen? Abgesehen davon, daß die Fähigkeit, die Schrift nicht nur dekorativ, sondern auch einprägsam zu verwenden, in vielen Berufen recht notwendig ist, wird die formbildende Kraft, welche die Beschäftigung mit der Kunstschrift auslöst, seit langem in vielen technischen Großbetrieben besonders gewertet. Ich kenne Fälle, in denen die Leistung im Kunstschreiben ausschlaggebend wurde für die Annahme als technischer Lehrling. Die Tatsache, daß in Berufs- und Handelsschulen dieser Unterrichtszweig gepflegt wird, spricht für eine klare Erkenntnis seines Wertes.

Auf allen Gebieten der Kunsterziehung sind Kräfte am Werk, um den kulturellen Schätzen innerhalb unseres Volkstums den Platz zu sichern, der ihnen zukommt — Schätze, die aus dem Volke wuchsen und für die Gesamtheit fruchtbar werden sollen. Wir müssen überall da anfangen, wo die Grundlagen schöpferischen Tuns zu suchen sind.

Mitten in dieser Arbeit steht die Schule. Musik und Zeichnen, einst sogenannte Nebenfächer, werden der Kunsterziehung dienstbar. Wie das schematische Nachzeichnen, sinnloser Kunst-„formen", die in Wahrheit künstlich waren, der Entfaltung eigener Aktivität weichen mußte, ist auch die nur gefällige, ausschließlich in engen Grenzen zweckbetonte Rundschrift aus den Lehrplänen verschwunden. Von der Capitalschrift bis zur Gotischen führt ein weiter, an Erfahrungen und Einsichten unendlich reicher Weg. Nicht borniertes Dilettantentum, sondern Anbahnung eines veredelten Kunstempfindens ist das Ziel, das die Beachtung und nachdrückliche Förderung eines Unterrichtszweiges fordern darf, dessen bisweilen bescheidene äußere Erfolge leicht zu einer falschen Beurteilung und Vernachlässigung führen.



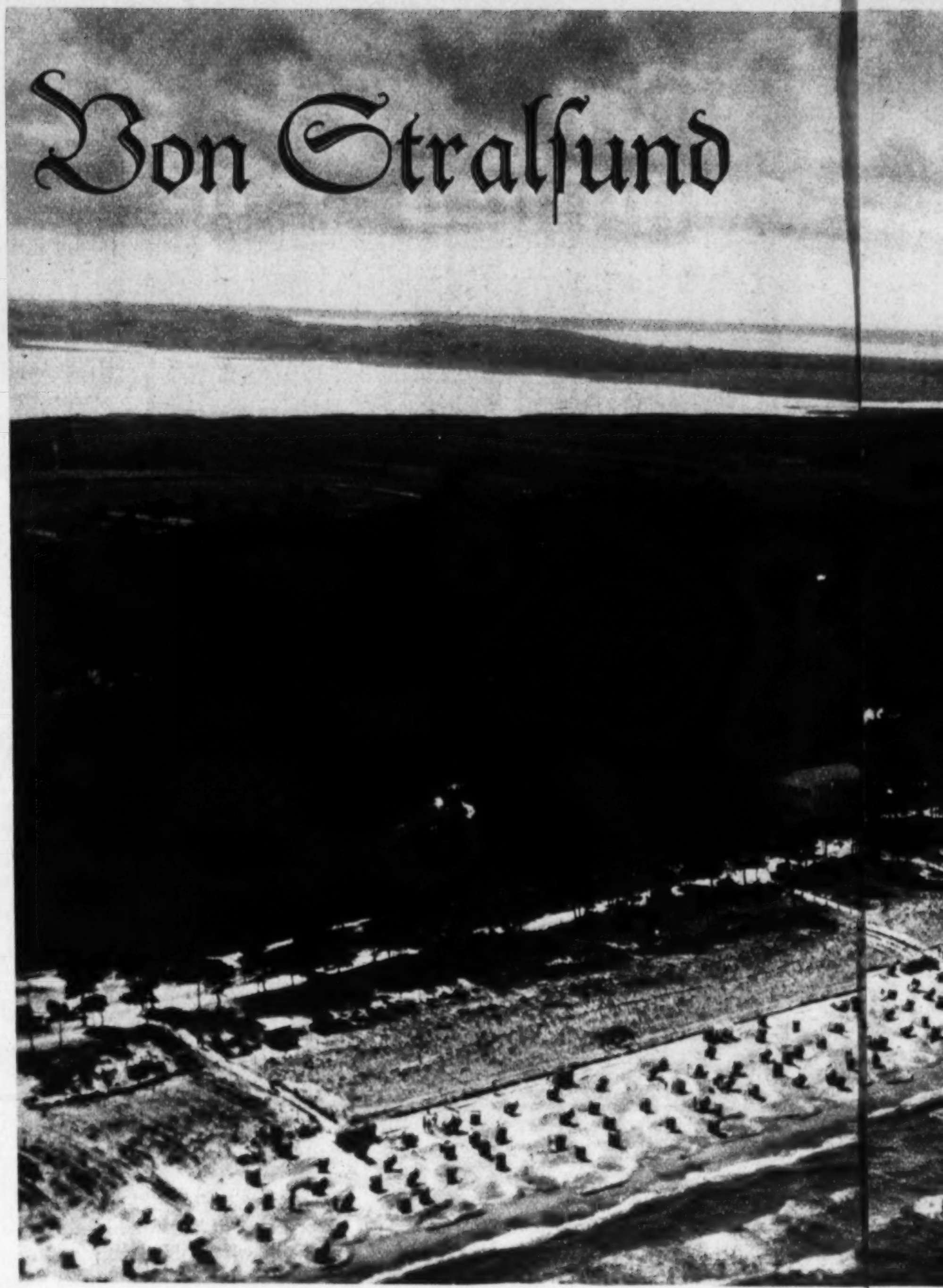
Stralsund — Saßnitz



Aufnahmen: Deutscher Kunstverlag Scherl, Geyer

Zinnowitz — Ahlbeck

Von Stralsund



Kinder schreiben an di„R

Stralsund.

Das ist ein feiner Gedanke von Euch, daß wir uns gegenseitig unsere Heimat schildern können. Das macht riesig Spaß. Habt vielen Dank für die feinen Schilderungen Eurer Heimatstadt Berlin! Nun will ich Euch von hier berichten. Unsere Stadt hieß früher Stralow. Dieser Name bedeutet Pfeil. Damit ist eine Insel gemeint, die im Sunde liegt. Um 1200 war Stralsund noch ein Fischerdorf, 1234 wurde es eine deutsche Stadt. Unser Stralsund liegt am Stralasund, einem Meeresarme der Ostsee von 25 Kilometer Breite. Gegenüber liegt die Insel Rügen, die Perle der Ostsee. Unsere Stadt hat 45 000 Einwohner, ist also nicht ganz so groß wie Hamburg. Dafür haben wir aber die größte Spielkartenfabrik Europas. Die Verbindung zwischen Stralsund — Rügen — Schweden wird durch Trajektschiffe hergestellt, worauf Eisenbahnzüge befördert werden. Man sagt, Amsterdam sei auf Heringsköpfen erbaut. So darf man auch von Stralsund behaupten. Ohne die Heringe hätte unsere Stadt nicht die schönen und großen Bauwerke. Die Bewohner betrieben von jeher die Heringsfischerei und begründeten dadurch den Wohlstand der Stadt. Im Jahre 1628 belagerte der Feldherr Wallenstein die Stadt, von dem Ihr doch sicher in der Geschichte gehört habt. In der Zeit hatten die Einwohner einen sehr willensstarken Bürgermeister, Lambert Steinwich. Die Stralsunder hielten sich sehr tapfer. Es kam eine Regenzeit, und im Heere von Wallenstein brach eine Seuche aus. Da zog er mit seinem Heere ab, und die Stralsunder schickten ihm ein Hohnblasen nach. — Major von Schill, von dem Ihr ja auch in der Geschichte gehört habt, fiel hier in der Fährstraße im Kampf gegen die Franzosen. Auch wir reden hier plattdeutsch, aber so wie Fritz Reuter. Schrievt uns man mal, woans Jug uns Biller gefallen. Mögen Ji Stralsund lieden?

Saßnitz.

Euer Brief hat uns viel Freude gemacht. Ich will nun antworten. Unsere

Insel
meter
schönst
aussiel
gespre
vielen
gewac
moori
stande
bar u
stande
Jahre
herrli
schöns
Das
bedeut
Stubl
und f
ein K
küste
Gestei
Musch
Euch
Mikr
die P
Die f
klinke

bis Misdroy

Am Strand in Heringsdorf

Aufnahmen: Busch, Klinke, Odenwald

…di „Reichs-Elternwarte“

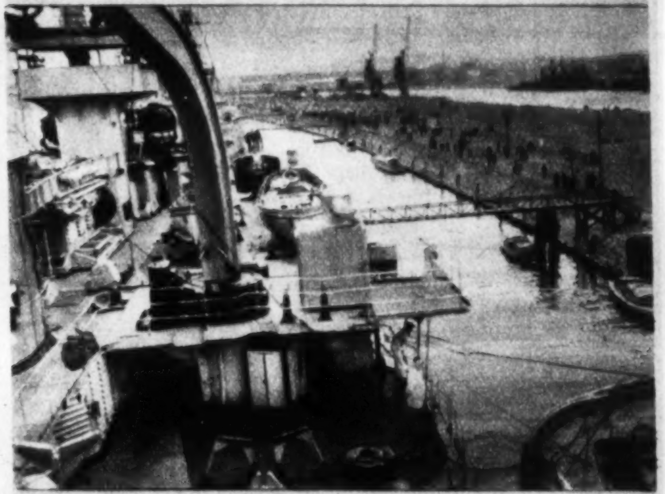
gro-
rie-
und
der
der
von
ge-
Ein-
Bür-
Die
. Es
von
Da
die
bla-
dem
hört
raße
ofen.
aber
man
allen.

e ge-
nsere

Insel Rügen ist fast 1000 Quadratkilometer groß und wohl Deutschlands schönste Insel, wenn sie auch von oben aussieht wie eine Spinne mit lang ausgespreizten Beinen. Sie ist nämlich aus vielen hochgelegenen Inseln zusammengewachsen, und dazwischen sind niedrige moorige oder sandige Nehrungen entstanden. Unsere Insel ist sehr fruchtbar und mit schönen Buchenwäldern bestanden. Viele Leute kommen in jedem Jahre zu uns, um zu baden oder die herrliche Aussicht zu genießen. Der schönste Punkt ist die Stubbenkammer. Das Wort ist slavischen Ursprungs und bedeutet jedenfalls Stufenfels. Die Stubbenkammer ist fast 160 Meter hoch und fällt steil hinab ins Meer. Es ist ein Kreidefelsen, wie ja die ganze Steilküste bei uns Kreidegestein ist. Dieses Gestein besteht aus Milliarden kleinster Muschel- und Panzertierchen. Ich lege Euch ein Stück bei, und unter dem Mikroskop werdet Ihr ganz deutlich die Panzerchen dieser Tiere erkennen. Die schönsten Felsen sind die Wissower-klinken, von denen ich eine Ansicht beilege. Der schönste Punkt auf Rügen ist der Herthasee mit Herthabuche, Herthaburg und den Opfersteinen. Daran knüpfen sich viele Sagen von der norddeutschen Göttin Hertha, der Göttin der Fruchtbarkeit. Wenn Ihr uns mal besucht, dann fahrt einmal mit dem Trajektschiff von Stralsund herüber. Auf ein solches Schiff gehen 21 Eisenbahnwagen.

Heringsdorf.

Das war eine feine Stunde, als Euer Brief ankam. Wir wollen Euch gerne von unserer Heimat erzählen und uns dabei auf unsere Heimatinseln Usedom und Wollin beschränken, die ja zwischen den drei Armen der Ostsee (Peene, Swine, Dievenow) liegen. In einer Länge von annähernd 100 Kilometer begrenzt die Ostsee unsere Heimatinseln. Landschaftlich sind unsere Inseln sehr schön. Höhenzüge und Täler, Felder, Wiesen, Wälder und Seen folgen aufeinander. Etwa bis zur Hälfte, besonders an der Küste, ist unser Inselgebiet mit schönem Laub- und Mischwald be-



Swinemünde — Misdroy

standen. Zur Hauptsache haben wir Dünenküste, die nur stellenweise durch Steilküste unterbrochen wird. Dieser Küste ist ein herrlicher Badestrand vorgelagert. Daher ist auch der Haupterwerbszweig unserer Inselbewohner der Fremdenverkehr. Nach der Haffseite zu haben wir fruchtbare Aecker und Wiesen. Als Inselbewohner haben wir natürlich auch eine rege Küsten- und Hochseefischerei. Unsere Inseln waren in frühester Vorzeit von den germanischen Volksstämmen Rugiern, Goten und Burgundern bewohnt. An ein damals blühendes Volksleben erinnert ja noch die Sage von der versunkenen Handelsstadt Vineta. In der Zeit der Völkerwanderung verließen die Germanen teils freiwillig, teils von den nachfolgenden Wenden gezwungen, unsere Inseln. Durch die vielen Kriege der Wenden mit Polen und den nordischen Städten wurde das Land sehr entvölkert. Pommersche Herzöge riefen daher germanische Ansiedler herbei. So wurde unsere Heimat wieder nach Sprache, Sitte und Volkstum ein rein deutsches Land. Der Name Pommern ist slavischen Ursprungs. Das ursprüngliche Wort „pomore" bedeutet „längs des Meeres, am Meere gelegen".

•

Swinemünde.

Wir danken Euch für Euren Brief, der uns viel Freude gemacht hat. Der Name unserer Stadt ist ja leicht erklärlich, weil sie dort liegt, wo die Swine in die Ostsee mündet. Unser Ort ist ein Weltbad, im Sommer herrscht hier ein großer Badebetrieb. Wir haben hier zwei Molen, die Westmole auf unserer Insel Usedom und die Ostmole auf Wollin. Die Westmole hat Friedrich der Große bauen lassen, dadurch haben wir den Hafen bekommen. Die Steine dieser Mole sollen von der versunkenen Stadt Vineta sein. Früher war hier noch viel mehr Betrieb. Damals blieben die Schiffe fast immer einige Tage im Hafen liegen. Auch nahmen sie hier Kohlen ein. Größere Schiffe mußten auch einen Teil der Ladung auf kleinere Schiffe verladen, bevor sie nach Stettin weiterfahren konnten, weil sie sonst zu großen Tiefgang hatten. Ich wohne am Hafen und kann den ganzen Betrieb übersehen. Neben unsern deutschen Schiffen sind es namentlich solche aus Norwegen, Schweden, Finnland und Dänemark, die vorbeifahren. Auf der Weiterfahrt nach Stettin geht es zunächst durch die Kaiserfahrt. Das ist ein Kanal, den man gebaut hat, weil die alte Swine einen Umweg macht und zu flach ist. Zu beiden Seiten dieses Kanals stehen Wälder, und am Ende ist eine Mole mit einem Turm. Sobald ein Schiff vorbeifährt, ertönt eine Glocke im Turm. Im Stettiner Haff ist der Schiffsweg durch Tonnen gezeichnet, und 5 Bagger sind dort tätig, um diesen Schiffsweg immer auszubaggern. — An den Enden unserer Molen stehen Leuchttürme. Osternothafen hat die längste Mole, sie ist 1320 Meter lang, und der Leuchtturm ist 75 Meter hoch. In Osternothafen liegen auch häufig Kriegsschiffe. In den Sommerferien war ich mit meinen Eltern dort. Eines Tages ging ich an den Strand. Dort war alles unter Wasser, weil es in den letzten Tagen sehr stürmisch gewesen war. Plötzlich hörte ich meinen Namen rufen. Es war mein Freund Heinz. Er zeigte nach Misdroy, einem Badeorte an der Ostküste der Insel Wollin. Dort lag ein Schiff, das in der Nacht gestrandet war. Wir eilten im schnellsten Tempo hin. Als wir ungefähr da waren, kam die Mannschaft der „Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger". Es war der dänische Zweimastschoner „Erna". Die Mannschaft beriet, wie man die vier Mann starke Besatzung retten könne. Da stellten sie den Raketenapparat auf. Sie probierten hin und her; endlich war die richtige Lage hergestellt. Eine dünne Leine wurde aus einem Kasten genommen und hingelegt. Jetzt wurde die Rakete in das Abschußrohr getan und die Leine daran befestigt. Dann ging ein Mann mit einem Licht zur Rakete und zündete und lief dann eilig fort. Nach 10 Sekunden gab es einen Knall, und die Rakete sauste wie ein feuriger Strahl durch die Luft und landete weit hinter dem gestrandeten Schoner. Eine Viertelstunde später sauste die zweite Rakete zum Schiff. Diese ging über das Schiff. Das Tau wurde nun von der Besatzung am Mast festgemacht. Am Strand band man nun an diese Leine ein dickeres Tau. Dieses zog nun die dänische Besatzung zum Schiff hinüber und machte es am Mast fest. Es reichte also jetzt vom Schiff zum Land. Auf dem Tau rollte eine Hosenboje. Diese wurde nun ebenfalls zum Schiff gezogen. Der Jüngste der Besatzung stieg vom Mast in die Boje und rutschte in derselben vom Mast zum Strand. Er stieg aus und wurde von vielen umringt. Inzwischen wurden die andern auch vom Schiff geholt, zuletzt der Kapitän. Dieser war nicht mehr jung und stieg etwas falsch ein. Das Schiff wurde vom Sturm immer hin und her geschaukelt. Als der Kapitän noch über dem Wasser war, neigte sich das Schiff zum Strande und der Kapitän saß mit der Boje im Wasser. Als man ihn an den Strand zog, und er pudelnaß aus der Boje kam, da lachte er selber und es gab ein großes Gelächter. Dann ging ich nach Hause. Nach zwei Tagen konnte man schon zum Schiff gehen. Es hatte sich ganz in den Strand hineingebohrt.

★

Misdroy.

Vielen Dank für Euren Brief. Was Ihr uns von Berlin geschrieben habt, das hat uns viel Freude gemacht, und wir werden es nie wieder vergessen. Zum Dank dafür haben wir Euch ein ganzes Heft voll geschrieben. Darum hat unsere Antwort etwas auf sich warten lassen.

Der Name Misdroy stammt aus dem Slavischen. Es gibt dafür verschiedene Erklärungen: miae Drawe d. h. mitten im Walde, mistr — Ort, droya — nahrhaft, also nahrhafter Ort; drok — Ginster, mys — Vorgebirge, also Ginstervorgebirge. Misdroy ist einer der schönsten Badeorte Pommerns. Er ist von Wald und See umgeben, und an der Nordseite ist das Meer. Weiter nach Nordosten ist eine schöne Steilküste. Man kann stundenlang durch den Wald gehen, immer sieht man etwas anderes. Meistens ist hier Nadelwald, dazwischen stehen Eichen und Buchen. Es gibt hier auch einen Baumfriedhof. Hier sind viele Bäume vom Dünensand verschüttet. Einer steckt bis zur Krone im Sande. Ein Stück weiter liegt der Gosanberg. Eine Erklärung sagt, daß hier viele Gänseadler gewesen sind (plattdeutsch — Goosar). Nach einer anderen Erklärung wurde dort der Gott Wodan verehrt. Aus Wodansberg soll so allmählich Gosanberg entstanden sein. Eine halbe Stunde vom Gosanberg entfernt liegt der schönste Ausflugsort der Insel Wollin, der Jordansee. Vor vielen Jahren lebte dort eine Seeräuberbande. Ihre Königin war Stina. Nicht weit vom See entfernt gibt es heute noch einen Berg, der heißt „Stinas Utkiek". Auf diesen Berg stieg Stina immer, um Ausschau nach den heimkehrenden Schiffen zu halten. Der Jordansee hat sieben Zipfel. Jede Bucht soll ein germanischer Stamm gegraben haben. Früher hatte jeder Zipfel auch einen germanischen Namen. Der Jordansee war vor vielen Jahren mit der Ostsee verbunden; er bildete im Walde eine versteckte Bucht. Erblickten die Seeräuber nun ein Schiff, so griffen sie es an und steckten es auch manchmal in Brand. Die Mannschaft nahmen sie gefangen. Stina war mutiger als ihre Mannen. Sie war früher Dienstmagd auf einem Gute gewesen und hatte dort den Sohn erstochen. Einmal hatten die Seeräuber ein Lübecker Schiff geplündert. Unter den Gefangenen befanden sich ein junger Mann und ein junges Mädchen, die sich beide sehr liebten. Stina ließ die beiden am Leben. Als die Seeräuber einmal betrunken waren, flohen die beiden nach Wollin. Dort verrieten sie den Schlupfwinkel der Seeräuber. Es rüsteten nun viele Männer von Wollin und zogen hin. Alle Seeräuber wurden getötet. Als Stina sah, daß sie verloren war, tötete sie sich selbst. Die Männer gingen in die Höhle und nahmen die Beute. In Lübeck feierten die beiden jungen Leute ihre Hochzeit.

Deutsche Mutter in Sibirien

Roman von Erna Leibfried-Kügelgen

Alle Rechte, besonders das der Uebersetzung vorbehalten;
Copyright 1938 by v. Hase & Koehler Verlag, Berlin

10. Fortsetzung

Später erscheint unser langer Freund mit einem herrlichen Strauß Wiesenblumen und einem Schüsselchen Kartoffeln. Frische Kartoffeln?

„Aber wo haben Sie denn Kartoffeln in Baigasina her?" Da lacht der Riese etwas verlegen: „Ach, ich wollte nur nachsehen, ob die Kartoffeln beim Chinesengesicht schon angesetzt hätten, und da es der Fall war, nahm ich die paar Dingerchen gleich für Sie mit."

„So, so, also eigenhändig gestohlen? Na, ich will in diesem Falle nicht schelten!"

Die Nachricht von der Geburt unseres Sohnes verbreitet sich irgendwie geheimnisvoll, wohl auf drahtlosem Wege, auch unter den Baschkiren. Schon am dritten Tage erscheint Naviola mit Frau und Kindern und kleinen Geschenken. Es ist viel Lärm auf dem Hofe, und meine Temperatur steigt. Aber es bleibt beim Schreck, ich werde jeden Tag kräftiger und kann die vielen Besuche der Eingeborenen empfangen. Keiner von ihnen würde es verstehen, wenn man ihm den Zutritt zu Mutter und Kind verweigern würde.

Alle bewundern den blonden, blauäugigen Jungen, der freilich anders aussieht als die schwarzen Teufelchen, die sie zur Welt bringen.

„Jaksche Ullum" (guter Sohn), „Jaksche Malai" (guter Knabe) höre ich von allen Seiten. Als schließlich unsere Sandugas erscheint, unser baschkirisches Mädchen, erfahren wir erst, warum die Freude so groß ist: Bei den Baschkiren darf nämlich der Mann die Frau fortschicken, solange sie ihm keinen Sohn schenkt. Erst ein Sohn bindet eine Ehe endgültig. Deshalb hatte der kleine Mulla seine fetten Händchen zusammengeschlagen und gejubelt: „Gott sei Dank, Gott sei Dank, ein Knabe!"

Am neunten Tage trägt mich mein Mann zum festlich gedeckten Tisch unter dem Dache eines Holzschuppens, der uns eine Veranda ersetzt. Auch Pan ist wieder da. Er ist die vierzig Werst abgelaufen, um seine Glückwünsche zu Füßen zu legen und den neuen Landsmann und Zivilgefangenen Roland Leibfried zu begrüßen. Auf Wunsch des Orenburger Komitees war Pan seit etlichen Wochen Vertrauensmann für einen anderen Bezirk. Leicht war es ihm nicht gefallen, das Märchendorf und seine Freunde zu verlassen, der Dienst an den Landsleuten aber geht auch ihm unbedingt vor.

Strahlend glücklich sitze ich wieder im Kreise meiner Lieben, umhegt und verwöhnt.

In meinem Herzen läutet ein kleines silbernes Glöckchen unaufhörlich: ich habe einen Sohn, einen Sohn, einen Sohn!

Der Kleine gedeiht prächtig in den sonnigen Herbsttagen des Jahres 1917 in Baigasina. Seitdem er am Horizonte erschienen ist, drehen sich alle Gestirne um diese Sonne. Der Tag wird nach seinen Bedürfnissen geregelt; alt und jung haben einen freundlichen Blick, ein frohes Wort für ihn. Schon vor der sechsten Woche lächelt er seine Mutter an, und bald lacht er aus vollem Halse, wie mein Mann behauptet. Der wartet und schleppt ihn mit Hingebung, er küßt ihn und drückt ihn an sich und flüstert ihm allerlei ins Ohr; nur das Trockenlegen überläßt er seinen „Weibern".

Wir denken nun oft daran, Baigasina zu verlassen und nicht noch einen Winter abgeschnitten von den Landsleuten zu verbringen, denn von unseren drei Freunden ist ja nur noch der Riese Pinkepank bei uns.

„Paß nur auf", sage ich zu meinem Manne, „einmal kommst du auf den Basar und erfährst zufällig, alle Deutschen haben Baschkiria verlassen und uns hier vergessen." Aber da meldet sich Irmgard: „Nein, das wird nie passieren, denn Onkel Pan und Onkel Doktor vergessen uns nicht."

Es herrscht in Rußland eine großartige Freiheit, von der wir armen Kriegsgefangenen vielleicht auch ein Zipfelchen erwischen könnten. Es gibt überall Komitees über Komitees, alles will herrschen, reorganisieren, verbessern, neue Vorschläge machen, — niemand will arbeiten. Jedermann zeigt mit hochgehobenem Zeigefinger entrüstet auf die Schäden der Vergangenheit und dabei überwuchert das schlimmste, gefährlichste Unkraut die Gegenwart. Der dicke Pristaw, dieses Haupthindernis für unsere Rückkehr zu den anderen Landsleuten, ist unauffällig und still von seinem Posten verschwunden: Unterschlagungen. Also, man muß nur Entschlossenheit aufbringen, denn jeder Tag kann den Frieden mit Deutschland bringen und die Heimbeförderung der Gefangenen beginnen. Wie wird das herrlich sein, wir alle in den weißen Rote-Kreuz-Wagen, natürlich mit unseren drei Getreuen zusammen, und dann — geht es ohne Aufenthalt dem Vaterlande zu.

Jetzt erreicht uns auch die Nachricht von der Eroberung Rigas, aber der Jubel ist nun nicht mehr so groß wie vor einem Jahr, als die falsche Nachricht in unsere Hände kam. Wir sind zu oft betrogen worden. Die „Steppengerüchte", wie die aus einem Wunschtraum geborenen Nachrichten bei uns heißen, waren in der letzten Zeit zu sehr ins Kraut geschossen.

Mein Mann mietet also die dreizehnte Wohnung für seine Familie in demselben Dorfe, in dem unser Doktor schon lange auf uns wartet.

Lebe wohl, Baigasina! Wir haben uns doch schon ganz gut daran gewöhnt, zu wohnen, wo Fuchs und Hase sich gute Nacht sagen und die Welt mit Brettern vernagelt ist. Die Natur ist uns auch lieb und vertraut und von ihr fällt uns der Abschied am schwersten. Die Tiere müssen natürlich zurückbleiben, die gute Kuh Lise, Sippsippsau, das Kälbchen, mit dem mein Mann immer so bitter gekämpft hat, es folgte ihm einfach nicht, denn es war nur gewöhnt, mit Frauen zu tun zu haben. Er konnte zerren, fluchen und schlagen, es stemmte seine Füße in die Erde und stand wie ein Steinbild. Bis unsere gute Tante auch diese Pflicht zu allen anderen übernahm. Ihr folgte das widerspenstige Tierchen fromm wie ein Lamm. Putzi, der Setter, muß sich nun von den Fleischtöpfen, d. h. den Brotrinden und Knochenabfällen der Deutschen trennen, und nur Moritz, Moritz muß mit! Er ist ein deutscher Kater geworden, was ja auch seine schwarzweiße Farbe unterstreicht, und er ist so gut erzogen! Anhänglich wie ein Hündchen, folgt er uns auf weiten Spaziergängen. Er erwirbt sich sein täglich Brot mit seiner eigenen Pfoten Arbeit, denn er bekommt von uns nur etwas Milch und holt sich sein Mäuschen selbst und verzehrt es jeden Morgen, wenn wir Kaffee trinken, in unserer Gegenwart. Er kennt alle Gewohnheiten seiner Herrschaft, hört er morgens den Wecker schnurren, so kommt er vom Boden herunter, und sein „Miau" vor der Tür klingt höflich aber bestimmt. Er vergißt auch nie, „Murrlik" zu sagen, wenn man ihm die Türe öffnet, und das heißt: danke. Er beherrscht die deutsche Sprache, obgleich er ein geborener Russe und in Baschkiria groß geworden ist. Ja, Pan behauptet sogar, er sähe dem jungen Goethe ähnlich, mit den olympischen Augen und dem Ausdruck selbstbewußter Männlichkeit. Er hat sogar Sinn für Humor: Lasse ich ihn auf den Hinterbeinen gehen, so kneift er die Augen zu, mit einem Ausdruck, als wolle er sagen: man muß dem großen Kinde den Spaß nicht verderben. Lege ich ihn aber als lebende Boa um den Hals, so schnurrt er geschmeichelt und bewegt leise und eitel seinen buschigen Schwanz. Mit seinem langen Fell und dem fast einen halben Meter langen Schwanz gleicht er einem Fuchse. Er ist eben ein echter Sibirier; so schöne Katzen gibt es in Europa überhaupt nicht.

Wir hatten Angst, er könne in das Körbchen unseres Jungen springen, ihn

ungewollt ersticken, aber wir brauchten ihm nur einmal die ganze Sache klarzulegen und es ihm zu verbieten, er sah uns aus seinen wunderbar grünen Augen, die nicht ein bißchen falsch sind, an, und hat es nie gewagt. Kurzum — Moritz m u ß mit.

Am 17. August soll der neue Wirt uns abholen, hoch und heilig hat er es versprochen, aber am 18. können wir noch gemütlich unter meiner Birke Kaffee trinken, denn er hat uns natürlich wieder versetzt. Sogar Roland hat der gute Riese in seinem Körbchen hinaufgetragen. „Den lassen wir doch nicht im Hause, das wäre noch besser, der ist doch die Hauptperson!"

Nun liegt das Dörfchen unter unseren Blicken, in dem unser Sohn geboren ist. Wie merkwürdig wird es später klingen: Roland Leibfried, geboren in Baigasina. Und wenn man fragt: Wo liegt denn das? Dann wird er antworten: Sechs Tage hinter dem Mond.

Und doch, es war nicht unsere schlechteste Zeit hier im schmalen Tale des Suwenak, und manche schöne Erinnerung wird bleiben, das Dunkle und Schwere wird versinken.

Der neue Wirt ist ein unsympathischer, schieläugiger Mensch in einem grasgrünen Mantel. Schon am ersten Tage hat er seinen Spitznamen: der Frosch, weg und trägt ihn wohlverdient, solange er uns durch seine Gegenwart das Leben verbittert. Um vier Uhr morgens beginnen wir aufzuladen, aber es wird acht, bis sich die Fuhren, „genau wie bei Abraham" meint Irmgard, in Bewegung setzen. Das Dorf ist wie ausgestorben, nur die Frau der „Friedenstaube" ist da und bringt uns Käse, Milch und Butter zum Abschied, gibt uns auch viele, viele gute Wünsche auf den Weg.

An ihre Germanzen werden die Baigasinaer Baschkiren gerne zurückdenken, denn auch wir sehen, nicht ohne Wehmut, zum letzten Male den Turm der Moschee ragen, zum letztenmal das Tal der Sehnsucht, den „Park", in dem wir so manches Mal gesessen, und nun die Greifensteine . . . Lebt wohl, lebt wohl, auf Nimmerwiedersehen!

Der Weg ist schwer, steil und lehmig, aber man hat immer wieder herrliche Ausblicke, oben, hoch, hoch, kreisen die zahlreichen Raubvögel dieser Gegend. Plötzlich hört man ein Dröhnen, ein Getrappel, die Erde erzittert: eine Herde halbwilder Pferde rast vorbei, voran der Hengst, der treue Hüter und Beschützer seiner Stuten. Und dann Pferde in allen Größen und allen Lebensaltern hinter ihm her. Alle mit wehenden Mähnen und fliegendem Schweif. Wer je dies herrliche Bild der Freiheit und stürmenden Kraft gesehen, vergißt es nie.

Unter hohen Bäumen, an einer Quelle, wird Rast gemacht. Bald brennt ein Feuerchen. Zigeunerleben, du wirst uns bald vertraut und gewohnt!

Die Fahrt dauert dreizehn Stunden, und ich hüte meinen Sohn so gut ich kann vor dem schneidenden Wind, er ist ja noch so klein! Kaum vier Wochen alt. Unsere Aelteste sitzt allein auf einem Wagen, kutscht ihr Rößlein und träumt in die Landschaft hinaus.

Kurz vor Itkulowa, unserem neuen Wohnort, kommt uns eine Gestalt entgegen; es ist dunkel, wir achten ihrer nicht. Aber plötzlich begrüßt uns ein donnerndes: Hurra! Es ist unser Doktor, der seine Baigasinaer bewillkommt. „Ach, du deutsches Maul, du Schreihals verfluchter!" schimpft der Baschkir, der genau so erschrocken ist wie sein müdes Roß.

Das neue Haus ist zwar auch zweizimmrig, aber dunkel, dunkel und kalt. Auf dem Boden Lumpen, Fellstücke, Haare, allerlei Hinterlassenschaften seiner baschkirischen Bewohner. Aber kaum sind wir da, merken wir auch die Annehmlichkeit der landsmannschaftlichen Nähe. Ein junger, blonder Herr erscheint mit einem sechsjährigen Buben, stellt sich als nächster Nachbar vor und lädt alle freundlich zum Tee ein. Meine Schwester und ich freuen uns, nach einundeinhalb Jahren wieder deutsche Frauen und Mädchen zu sehen. Auch die gewerbetreibenden Landsleute, Schuster, Schneider, Schmiede, Ofensetzer, ja sogar Wurstmacher gibt es am Orte, üben hier ihren Beruf aus. Und zweimal in der Woche Post!

Aber wir leben uns in Itkulowa doch nicht ein, trotz des netten Verkehrs, trotz mancher kleinen Abwechslung. Der Doktor hebt schon die Flügel, er möchte fort, und seine Unruhe steckt alle an. Man hat auch das Leben unter den Haldwilden satt, satt bis an den Hals.

Weihnachten 1917 naht. Noch einmal können wir es im Kreise unserer drei lieben Freunde begehen. Aber es liegt schon Abschiedsstimmung auf allen, bei einigen eine quälende Unrast und Ungeduld, bei den anderen wie Mehltau eine gewisse Müdigkeit.

Gewiß, es gibt auch dieses Jahr Kerzen und Lieder, unsere Kinder sind doch da, sie haben das Recht dazu. Die Kinder, immer wieder die Kinder, sie sind uns Quelle der Freude und Stärkung zum Ausharren.

Silvester nahmen wir Abschied vom Doktor, es wird nun wahr! Er ist Junggeselle, verfügt über einige Mittel, er will die Heimreise wagen. Und wenn der Abschied auch schwerfällt, er ist doch der erste Baigasinaer, der so weit ist, und herzliche Glückwünsche begleiten ihn. Wir sehen die schlanke Gestalt zum letzten Male am Fenster vorbeigehen, ach, sie ist nicht mehr elegant! Selbst der Gang ist nicht mehr wie früher; auch ihm hat das Warten, die Kleinlichkeit des Alltags, der Mangel an geistiger Nahrung und an Betätigung seinen Stempel aufgedrückt. Die Hände in den Manteltaschen vergraben, geht er weiter und sieht sich nicht um. — Roland, unser Sonnenschein in der Trübsal der langen Wartezeit, gedeiht unbekümmert. Schon im Januar schläft er tagsüber draußen auf dem schneereichen Hofe; zu diesem Zweck kommt er in einen hölzernen Backtrog, einen ausgehöhlten Baumstamm, der Backtrog auf einen Schlitten und — der improvisierte Kinderwagen ist fertig. Ein Lichtbild, das ein Landsmann von ihm macht, damit wir es der Großmutter schicken können, zeigt einen kräftigen, hübschen Jungen, der mit seinen fünf Monaten schon stramm auf seinem Stühlchen sitzt. Ja, die Großmutter! Sie hat so viel Angst und Sorgen gehabt und erfährt nur zufällig, durch einen Dritten, erst einen Monat nach der glücklichen Geburt des Enkels, daß alles vorüber ist. Kein Brief hat sie erreicht. Jede Verbindung ist zerrissen. Wir bekommen auch seit vier Monaten keine Geldsendungen mehr und müssen anfangen, unsere Sachen zu verkaufen. Sorgenvoll sieht unser Vater auf das Trüpplein Menschen, deren Zukunft an ihm hängt. Das Papiergeld fällt rapid, nur durch Silbermünzen kann man noch einen guten Kauf zustande bringen, denn die brauchen die Baschkiren für ihre Herzensdamen. Oft wird auch getauscht; der Doktor nannte das: Feuerwasser gegen Edelsteine tauschen. In Wirklichkeit bestehen hier die Edelsteine in saurem Käse und ranziger Butter, aus gefrorenem Fleisch und gefrorenen Eiern. Als Gegengabe erhalten die Eingeborenen von uns eine Windel als Kopftuch oder eine „gute Hose" und Kleiderchen von den Mädchen. Der Mangel an Textilwaren in Rußland macht sich bemerkbar und wird uns Deutschen zur Rettung.

Immer wieder tauchen Gerüchte vom Frieden auf, immer wieder sind es nur „Steppengerüchte". Als es im März schließlich Wahrheit wird, unzweifelhafte Wahrheit, da fehlt der Freude jeglicher Schwung. Es ist ja noch nicht gesagt, daß wir fortkommen können, es ist unruhig und unsicher in Rußland. Man hört vom Bruderkrieg.

Die Hoffnung steht zwar immer da und schaut mit hellen, glaubensstarken Augen nach der Heimat, aber die Sorge steht daneben und legt ihre schmale, kalte Hand auf sie. Kein Jubel kommt auf.

Zu Ostern fällt Schnee, es schüttet und schüttet vom Himmel. Sollen wir alle noch im Schnee ersticken? Bei den niedrigen Hütten verschneien die Türen und Fenster; freilich gibt es hier am Orte ganz besonders ärmliche Hüttchen, in denen die Bewohner nicht einmal aufrecht stehen können.

In diesem unbarmherzigen Schnee gedeiht keine Osterfreude. Auch alle drei Freunde fehlen. Der Doktor unterwegs, wer weiß wo? Pan kann als Vertrauensmann nicht gut abkommen, und sogar für die langen Beine des Riesen sind die Schneemassen zu hoch. Er zieht schließlich ohne Abschied davon. Ja, sogar ohne Abschiedsbrief. Fällt es ihm so schwer? Kann er sich nicht mehr aufraffen? Wir hören, daß er nach Baigasina zurückgegangen ist, und von dort schwimmt er mit den Baschkiren auf den Holzflößen durch die Belaja, die Wolga herunter. Er hat sich der „Friedenstaube" angeschlossen, und unvergeßlich sind ihm die Abendstunden, an dem das Floß lautlos durch die Wellen treibt. Das Wasser gluckst und plätschert, der Baschkir liegt auf dem Rücken und bläst auf der primitiven Flöte eintönige Melodien. Berlin, der Wohnsitz des Riesen, ist das Ziel. Wie liegt das weit! Wolga, Mütterchen Wolga, finde ich den Weg von dir zu Deutschlands stolzer Hauptstadt?

Auch Pan sehen wir in Rußland nicht wieder.

Fortsetzung auf Seite 528

Stimmt das?

Von Möller-Crivitz

Eine Frau wollte Gurken einlegen. Da sie noch sehr jung war, erst kaum ein Jahr verheiratet, mußte sie eine Weile überlegen, welche Zutaten sie nehmen müsse. Als sie sich nicht recht zu helfen wußte, suchte sie im Kochbuche nach dem Rezept. Doch da merkte sie, daß ihre Mutter nach einem anderen Verfahren gehandelt haben müsse. Dieses „etwas", das sie im Kochbuche nicht finden konnte, machte ihr große Sorgen. Um so mehr, als ihr Mann den Wohlgeschmack der eingelegten Gurken ihrer Mutter öfters gelobt hatte. Also schrieb sie der Mutter, die im Nachbarstädtchen wohnte, ein paar Zeilen. Und sie bekam umgehend Antwort. Später fand ihr Mann, daß sich ihre eingelegten Gurken in nichts von den vortrefflichen ihrer Mutter unterschieden. — Diese Frau handelte vernünftig.

Ein Mann wollte sich einen neuen Rundfunkapparat kaufen. Er hatte lange gespart, um den Betrag beieinander zu haben, der ihm die Anschaffung eines besonders guten Apparates möglich machte. Der Mann hatte natürlich keine technische Begabung, wußte also nichts Näheres über die Konstruktion eines modernen Rundfunkgerätes. Darum befragte er zuvor einen Fachmann, um zu erfahren, welcher Apparat für ihn — unter Berücksichtigung aller Umstände — der geeignete sei. Als der Fachmann ihm einen zufriedenstellenden Rat gegeben hatte, ließ sich der Mann in einem Spezialgeschäft mehrere Apparate vorführen, um schließlich den ihm am klangreinsten erscheinenden zu kaufen. Dann bestand er darauf, daß ein Fachmann diesen Apparat nach den Erfordernissen der neuesten Wissenschaft in seinem Hause aufstelle und daß sowohl ihm als auch seiner Frau die Bedienung und Wartung des Gerätes genau erklärt würde. Das hätte der Geschäftsinhaber auch getan, wenn der Käufer nicht darauf bestanden hätte. Bei sich aber dachte der Verkäufer: dieser Mann ist vernünftig.

Eine Frau kam nach vielen Ueberlegungen zu dem Entschluß, sich eine Nähmaschine anzuschaffen. Als sie hiervon ihrem Manne sagte, sah der das auch sogleich ein. Sie überlegten dann noch, welchen Betrag sie monatlich für diesen Gegenstand erübrigen könnten. Da stellte es sich heraus, daß sie ohne Bedenken eine Markenmaschine erwerben durften. Nun aber fühlte sich die Frau unsicher, denn die Verantwortung für die Ausgabe einer für ihre Verhältnisse großen Summe schien ihr allein zu groß. Sie regte darum an, daß der Mann sie beim Einkauf begleite, damit sie später keine Vorhaltungen anhören müsse. Und sie kamen überein, daß der Mann sich hierfür Urlaub verschaffen würde, um mit ihr in aller Ruhe während der Vormittagsstunden eines der nächsten Tage den Kauf vorzunehmen. Allerdings fiel ihnen da ein, daß die Maschine durch den Lohnausfall einer Arbeitsschicht um mehr als zehn Mark teurer würde; aber die Höhe des Objekts ließ auch dieses Geldopfer erträglich erscheinen. Also machten sich die Eheleute ein paar Tage später auf, um ihr Vorhaben auszuführen. Sie wurden gut beraten, konnten die Wahl in der Tat in aller Ruhe treffen, denn um diese Stunde waren nur wenig Käufer zugegen. Sehr befriedigt kehrten beide heim. Selbstverständlich hatte der Mann sich ausbedungen, daß die Firma, von der die Maschine gekauft wurde, seiner Frau Unterricht im Umgang mit der Maschine gab. Also kam es, daß die Frau einen Monat lang jede Woche mehrere Stunden opferte, um an einem Nähmaschinenkursus teilzunehmen. Das war verständig. Es wäre unverantwortlich von ihr gewesen, hätte sie anders gehandelt.

Ein Mann, der vor den Toren der Stadt ein kleines Anwesen besaß, kam zu dem Entschluß, sich eine Nutriafarm anzulegen. Er war aus dem Staatsdienst pensioniert worden, fühlte aber, daß er eine Beschäftigung haben müsse, die sein an Pflicht und Ordnung gewöhntes Leben auch weiterhin reguliere. Er kam auf eine Nutriafarm, weil er gehört zu haben glaubte, daß er damit der heimischen Wirtschaft nicht nur wertvolle Rohstoffe liefern würde, sondern weil es zugleich auch

ein einträgliches Geschäft sein sollte. Als der Mann gedanklich so weit war, als er bereits festgestellt hatte, daß sein Gelände ihm ausreichenden Platz für die Verwirklichung des Planes bot, und als er auch die Frage des Betriebskapitals als zufriedenstellend gelöst betrachten durfte, tat der Mann das Vernünftigste, was er tun konnte: er versuchte sich über Leben und Lebensweise, Rasse und Art der Nutria eingehend zu unterrichten. Da aber mußte der Mann die Feststellung machen, daß die Einrichtung und Haltung einer Nutriafarm für ihn mit Rücksicht auf sein Alter und seine mangelnden zoologischen Kenntnisse nicht das geeignete war. So nahm er denn Abstand von diesem Plan, der ihm — wäre er Wirklichkeit geworden — viel Sorge und Beschwer gemacht hätte. So verlegte er sich denn auf die Zucht von Gemüse und Blumen, von denen er mehr verstand. Dieser Mann handelte ohne Frage klug und verständig.

Ein junges Ehepaar machte eines Tages die hocherfreuliche Feststellung, daß ihre Ehe einen tieferen Sinn dadurch bekommen würde, daß sich nach Ablauf einer von der Natur gesetzten Zeit ein Kind einstellen würde. Darüber waren die beiden jungen Menschen über die Maßen glücklich. Von diesem Augenblick an war es ihnen schon, als seien sie nicht mehr allein, als lebe das kleine Wesen schon als vollberechtigter Volksgenosse unter ihnen. So erwarteten sie den Tag, da sich das Wunder vollziehen sollte. Und das Wunder trat auch ein. Die Mutter genas eines herzigen Knaben. Der wuchs heran, ihm folgten noch mehr Geschwister. Und auch diese wuchsen heran. Mit jedem Kind verbanden auch diese Eltern viele Pläne und Hoffnungen. Aber schon nach wenigen Jahren mußten die Eltern die betrübliche Feststellung machen, daß in der Entwicklung ihrer Kinder vieles einen ganz anderen Verlauf nahm, als sie es sich gedacht hatten. Das waren keine artigen Kinder, keine sittsam-bescheidenen, das waren zum Teil böse Rangen, bei denen keine Ermahnungen und keine handgreiflichen Erziehungsmethoden fruchteten. Sie waren wie ein Aprilmond: manchmal ungebärdig und dann wieder unlustig, unzufrieden, um plötzlich wieder irgendwelche Streiche auszuhecken. Dabei waren sie als Kleinkinder so reizend natürlich, so allerliebst gewesen! Und als die Zeit kam, da eins nach dem andern das Elternhaus verließ, mußten die Eltern sich mit der bitteren Erkenntnis abfinden, daß ihre Kinder ihnen in jeder Beziehung entwachsen waren. Das war eine schmerzliche Enttäuschung für sie. Sie fragten sich wohl oft, wie das möglich war, doch fanden sie eine Antwort darauf nicht. — Diese Eltern hatten nämlich etwas nicht getan: sie hatten nichts unternommen, um sich zu unterrichten, wie man mit Wesen der eigenen Art „umgehen" muß. Beim Gurkeneinlegen hatte die junge Frau ihre Mutter nach dem Rezept gefragt; sie hatte gut daran getan. Beim Ankauf des teuren Rundfunkgerätes hatte ein Fachmann ihnen alles genau erklären müssen, damit sie keinen „Unsinn" machten. Bei der Anschaffung einer Nähmaschine hatte die Frau einen Kursus genommen, der ihr einen Teil der wertvollen Zeit nahm. Der Mann hatte sogar eine Arbeitsschicht versäumt, damit sie sich später keinen Vorwurf zu machen hatten. Als später aber der Lehrer einmal den Vater zu sprechen wünschte, da hatte der Mann es nicht über sich bringen können, deswegen auf eine Stunde des Feierabends zu verzichten. Und die Mutter hatte die Teilnahme an einem Säuglingskursus mit der Begründung abgelehnt, daß sie dafür keine Zeit erübrigen könne. Der pensionierte Beamte hätte sich gern eine Nutriafarm angelegt, die ihm, dem Tierfreund, sicherlich Freude und Geld eingebracht hätte. Er nahm aber Abstand davon, weil er sich nicht sicher fühlte, weil er Sorge hatte, die Tiere am Ende nicht verstehen und betreuen zu können.

Die Eltern haben sich die Kinder mit heißem Herzen gewünscht; sie hatten nur keine Zeit und scheuten die Mühe, sich zu unterrichten, wie man Kinder erzieht. In diesem Falle hatten die Eltern unverständig und unklug gehandelt.

Noch einmal Preobrashenski Sawod

Der „Frosch" behauptet, unsere Hütte wäre auf Abbruch verkauft. Vielleicht ist es wieder nur eine Finte, um den Preis zu steigern, aber wir haben es satt. Wir beschließen, nach Preobrashenski Sawod zurückzukehren. Das große Russendorf ist uns ja schon bekannt. Dort hat mein Mann zu Anfang der Gefangenschaft gewohnt, es war das Ziel meiner Reise mit den Kindern, der Ort unseres Wiedersehens nach langer Trennung. Dort sind die Wohnungsverhältnisse besser, und wir sind der Bahn um hundert Werst näher. Bevor der Schnee wieder fortschmilzt, muß es aber fortgehen. Muhamed verspricht auch, pünktlich da zu sein. Wieder wandern, immer wandern. Andere Kriegsgefangene leben die ganze Zeit über in einem Dorfe, in einem Hause, uns aber jagt das Schicksal von Ort zu Ort, von Hütte zu Hütte. Wann hat das Herumzigeunern einmal ein Ende? Wann werden auch wir sagen: Hier bin ich daheim. Ach, es gilt noch lange hindurch sich immer wieder einzuleben; man ist ein Vogel auf dem Aste, heute hier, morgen da.

Natürlich geht auch diese Abfahrt nicht glatt vonstatten. Immer wieder kommt Muhamed zu uns herein, bald ist ihm der Weg zu schlecht, bald sagt er: „Wenn es regnet, komm ich nicht." Oder: „Wie wäre es, wenn ich euch nur den halben Weg brächte?" Schließlich fehlt ihm ein viertes Pferd. Da aber reißt mir die Geduld. Ich halte ihm eine temperamentvolle Rede und stelle ihm vor, wie oft seine Landsleute uns schon betrogen und belogen hätten, daß er, Muhamed, bevor wir auf immer fortziehen, uns doch zeigen soll, daß es auch anständige Baschkiren gibt. Da kratzt er sich den Schädel, so daß sein schwarzes Käppchen, von dem sich keiner der Eingeborenen trennt, fast vom Kopfe fällt. Er beschließt, die Ehre seines Stammes zu retten. Das vierte Pferd ist da, und ohne zu schlafen, in der Angst, es könnte wieder was dazwischenkommen, machen wir uns bei Nacht und Nebel auf den Weg.

Der Abschied von Itkulowo fällt uns nicht schwer, aber der Abschied von Moritz, dem schönsten Kater der Welt. Mein Mann möchte ihn am liebsten meiner Mutter mitbringen, aber wir haben an den vier Kindern genug, und unser deutsches Mädchen verspricht, ihn in Ehren zu halten, wenn sie zu ihren Eltern zurückkehrt.

„Nun, Moritz, leb wohl! Wir weinen dir eine große Träne nach. Du hast so manchen Monat unserer Verbannung geteilt, hast bescheiden mit Mäusen dein Leben gefristet, warst immer treu, sanft und zärtlich. Reich uns noch einmal deine biedere Pfote, laß dir in dein Goethe-Antlitz schauen, was hast du für schöne, grüne Augen, über dein weiches Fell streichen, den buschigen Schwanz durch die Hand ziehen. Wir vergessen dich nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Leser fragen wir antworten

Wieviel Schlaf braucht ein Kind?

Frage: Unser sechsjähriger Junge will des Abends nie rechtzeitig ins Bett; morgens kann er natürlich nicht aufstehen, dann ist er müde und verschlafen. Ermahnen wir ihn, verweist er auf seine Altersgenossen und Spielkameraden, deren Eltern anscheinend nichts darin finden, daß ihre Kinder noch abends um neun Uhr und später auf der Straße herumtollen. Wir haben in unserem Bekanntenkreise schon mehrfach herumgehört, haben aber eine einheitliche Antwort nicht erhalten. Nun fragen wir: wieviel Schlaf braucht eigentlich ein an sich gesundes, nicht allzu lebhaftes Kind? Um welche Zeit legt man die Kleinen am besten schlafen?

Frau Else K.

Antwort: Um es gleich vorweg zu sagen: Eltern, die ihre Kinder im Sommer bis neun Uhr und später auf der Straße spielen lassen, versündigen sich gegen ihre Kinder. Der Schlaf ist für Kinder genau so wichtig wie die Nahrung. Darum ist es für Kinder am besten, wenn sie eine geregelte Tageseinteilung haben. Dazu gehört also vor allem auch, daß sie zu einer bestimmten Stunde ins Bett gehen. Gerade der wachsende Körper braucht den Schlaf in erhöhtem Maße. Ein bekanntes Sprichwort sagt: „Zeitig ins Bett und zeitig heraus, bringt Gesundheit, Reichtum und Weisheit ins Haus!" Ein langer Nachtschlaf ist die Grundbedingung für ein langes Leben. Eltern, die aus Schwäche ihren Kindern gegenüber oder aus Bequemlichkeit diese Regel nicht beachten, müssen später bittere Erfahrungen machen; zu leiden aber haben vornehmlich die Kinder darunter.

Die Frage liegt nahe, warum wir eigentlich schlafen müssen. Das ist so: die Lebensvorgänge in unserem Körper werden bedingt durch den Stoffwechsel. Dieser ist um so größer, je größer die Arbeit ist, die unser Körper zu leisten hat. Damit sich der Stoffwechsel wirksam, also ergänzend und aufbauend vollziehen kann, braucht der Körper bestimmte Ruhepausen. Und die findet er im Schlaf. Je härter der Körper nun herangenommen wird, um so mehr Schlaf benötigt er. Besonders aber braucht ihn der heranwachsende Mensch. So kommt es, daß ein Säugling in den ersten Lebensmonaten fast ununterbrochen schläft. Wir sehen also: je jünger ein Mensch ist, um so mehr Schlaf braucht er. Im Spiel verbrauchen Kinder sehr viel Körperkraft, darum gedeihen kleine Schulkinder am besten, wenn sie mindestens zwölf Stunden schlafen. Man steckt sie darum am besten gegen sieben Uhr abends ins Bett und läßt sie bis sieben Uhr morgens durchschlafen. — Manche Eltern glauben nun ihren Kindern etwas Gutes anzutun, wenn sie ihre fünf- oder sechs- oder siebenjährigen Kindern noch des Mittags ein bis zwei Stunden schlafen lassen. Das mag für kränkliche oder sonst schwächliche Kinder gut sein, nicht aber für ein normal entwickeltes Kind. Man sollte solche Kinder nicht zwingen, am Tage zu schlafen. Denn meist schlafen sie ja auch gar nicht, sondern liegen nur still und warten die von den Eltern festgesetzte Zeit ab. Ein solcher Mittagsschlaf hat natürlich keinen Wert. Hauptsache ist, daß das Kind des Abends rechtzeitig ins Bett kommt und daß es die Nacht durchschläft. Zehnjährige kommen schon mit einer Schlafdauer von elf Stunden aus, doch sollten auch die Zwölf- bis Vierzehnjährigen immer noch eine Schlafzeit von zehn Stunden haben. Man soll hierbei nicht vergessen, daß durch den Schlaf auch die geistige Auffrischung des Menschen vollzogen wird. „Zerfahrene" und „nervöse" Kinder verdanken ihr Leiden oft der Unvernunft der Eltern, die ihnen nicht genügend Schlaf verschaffen oder den Wert des Schlafes durch geduldete „Aufregungen" — ausgelassene Spiele usw. — kurz vor dem Schlafengehen mindern. Dann stören Träume die Tiefe des Schlafes. Denn darauf kommt es an: die Tiefe, nicht die Dauer des Schlafes ist entscheidend. Wissenschaftliche Untersuchungen haben ergeben, daß der tiefste Schlaf vor Mitternacht und in den letzten Morgenstunden liegt. Damit hat eine alte Regel ihre Bestätigung gefunden, die davon spricht, daß die Stunden vor Mitternacht den Schlaf der Stunden nach Mitternacht doppelt aufwiegen. Der Schlaf ist nämlich ein Naturtrieb, der uns mit unwiderstehlicher Gewalt befällt, und die Müdigkeit ist ein ernster Mahner, unserem Körper sein Recht nicht vorzuenthalten. Denn wir schlafen nicht, weil wir müde sind, im Gegenteil, wir sind müde, weil unser Körper nach Schlaf verlangt.

Müssen wir noch sagen, daß es eine unverantwortliche „Liebe" zum Kleinkind ist, wenn es aus dem Schlaf gerissen wird, nur weil der Vati oder die liebe Tante das reizende Kind sehen und liebkosen will? Daß solch ein Kind später nervös ist, können die Eltern dann gar nicht begreifen. Und sie suchen vergebens in der Familie, wo es das nur her haben könne.

Hilfe bei der Schularbeit?

Frage: Ich bin nun schon seit vier Jahren Leser der „Reichs-Elternwarte". Wenn man all die Hefte, die inzwischen erschienen sind, aufmerksam gelesen hat, darf man sich wohl ein Urteil über den Inhalt erlauben. Ich schicke voraus, daß ich auch weiterhin diese hervorragende Zeitschrift halten werde, denn sie hat meiner Frau und mir viele Winke zu geben vermocht, wie man seine Kinder sehen und erziehen soll. Was ich aber gegen den Inhalt einzuwenden habe, das sind die Beiträge zum Thema „Hilfe bei der Schularbeit". Nehmen Sie es mir nicht übel, aber ich bin der Meinung, daß diese Aufsätze fehlen könnten. Gewiß, es sind kluge Aufsätze, die man da zu lesen bekommt, und wer sie fortgesetzt aufmerksam liest, geht noch einmal zur Schule. Aber ich meine, daß nicht wir Eltern dazu da sind, um den Kindern bei den Schulaufgaben zu helfen. Wenn die Volksschule es nicht fertig bringt, die Kinder während der Schulstunden an den Wissensstoff heranzuführen, wenn sie auch das Elternhaus nötig hat, um das Klassenziel zu erreichen, dann stimmt mit der Schule etwas nicht. Meine Losung heißt: selbst ist der Mann. Und hier möchte ich an die berühmte Szene in Schillers „Wilhelm Tell" erinnern. Da kommt der kleine Walter Tell zu seinem Vater, der gerade mit einer Axt am Zaune arbeitet, gesprungen: „Der Strang ist mir entzwei. Mach ihn mir, Vater!" Da antwortet ihm der Vater: „Ich nicht. Ein rechter Schütze hilft sich selbst!" Das ist m. E. ein wahres Wort. Ich habe es meinen Kindern gegenüber immer angewandt, wenn sie meine Hilfe bei der Schularbeit erbaten. Das hat mit der Zeit Wunder gewirkt; sie haben während der Unterrichtsstunden die Ohren und Augen aufgesperrt, denn sie wußten, daß sie niemand hat-

ten, der ihnen „Eselsbrücken" baute. Dabei handelt es sich um meine Kinder nicht um besonders begabte. Aber sie sind ganz gut mitgekommen, und ich denke, sie werden einmal selbständige Menschen werden. Und das ist doch die Hauptsache. Darum meine ich, daß die Artikelreihe „Hilfe bei der Schularbeit" ruhig fehlen kann, dafür könnten mehr von den schönen Beiträgen „Erziehliche Plaudereien" gebracht werden, aus denen man viel lernen kann.

Karl Quade.

Antwort: Lieber Herr Quade, im Grunde haben Sie gar nicht so ganz Unrecht, denn all unsere Erziehungsarbeit verfolgt das Ziel, unsere Kinder lebenstüchtig zu machen. Die Zeit kommt für jedes Kind, da Schiller's Wort im „Wilhelm Tell": „Ein rechter Schütze hilft sich selbst!" Gültigkeit hat. Unsere Erziehung darf darum niemals darin bestehen, den Kindern alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, im Gegenteil, unsere Kinder müssen mit den Fährnissen und Schwierigkeiten des Lebens bekanntgemacht werden, damit sie sie überwinden lernen. Insofern ist Ihr Hinweis auf das Wort von Wilhelm Tell sehr anschaulich. Aber, aber . . . „Eines schickt sich nicht für alle!" Auch das ist ein geflügeltes Wort und hat seine Berechtigung. Wir haben in den vier Jahren, da Sie die „Reichs-Elternwarte" lesen, schon oft gesagt, daß die elterliche „Hilfe bei der Schularbeit" nicht darin bestehen soll, daß die Eltern diese Arbeiten für die Kinder machen, sondern daß die Hilfe vornehmlich darin bestehen soll, dem Kind die Möglichkeiten zu schaffen, unter denen es seine Aufgaben am besten erledigen kann. Eine der wichtigsten dieser „Möglichkeiten" ist der geeignete Arbeitsplatz. Genau so, wie die Deutsche Arbeitsfront ihre Aktion „Schönheit der Arbeitsplätze" zu einer der wichtigsten Aufgaben erklärte, muß das Elternhaus dafür sorgen, daß das Kind seine Schularbeiten nicht am runden Wohnzimmertisch, um den herum die Geschwister sitzen und spielen, machen muß. Ebenso ungünstig ist auch der Platz am Fensterbrett, nicht viel besser der Küchentisch neben dem Kochherd. Aber auch die richtige Haltung des Kindes ist von Bedeutung. Die Füße müssen den Erdboden berühren; sie dürfen also nicht in der Luft baumeln. Ist der Stuhl zu hoch, legt man ein Kissen darauf und stellt unter die Füße einen Schemel oder eine Fußbank. Der Abstand zwischen Auge und Arbeitsfläche soll möglichst 35 Zentimeter betragen, sonst leidet das Augenlicht des Kindes darunter. Wichtig ist auch, daß das Licht von links auf die Hand fällt. Wer es irgend ermöglichen kann, sollte darum den Kindern ein Arbeitspult kaufen. Es schafft dem Kinde die „Atmosphäre" der Schule, in der es seine Aufgaben am besten erledigt. Diese Aufgabe ist viel vernünftiger angelegt, als dem Kinde teure und meist verfrühte Geschenke auf den Gabentisch zu stellen.

Dann noch ein Wort zu der bekannten Frage: Wann soll das Kind seine Hausaufgaben machen? Es gibt da ein altes, bekanntes Sprichwort: „Ein voller Bauch studiert nicht gern!" oder ein anderes: „Nach dem Essen sollst du ruhn oder tausend Schritte tun!" Beide sagen uns schon, daß es am besten ist, wenn das Kind nicht unmittelbar nach dem Mittagessen mit der Arbeit beginnt. Aber auch nicht etwa erst eine Stunde vor dem Zubettgehen! Vor dieser Unsitte kann nicht genug gewarnt werden. Um diese Zeit stellen sich bereits Müdigkeitserscheinungen beim Kinde ein; soll es dann noch seine Schulaufgaben machen, wird auch das begabte Kind nur zu leicht sagen: „Ach, Mutter, hilf mir doch!"

Wir sagten eingangs schon: Eines schickt sich nicht für alle! Eine Hilfe bei der Schularbeit ist unter Umständen schon mal nötig. Es kommt nur auf das Wie an. Unsere Aufsatzreihe „Hilfe bei der Schularbeit" verfolgt nun den Zweck, bei den Eltern all das wieder „aufzufrischen", was sie im Laufe der Jahre entweder vergessen haben oder wobei sie einst selber nicht „aufgepaßt" haben. So wollen wir die Eltern also zunächst befähigen, den „Stoff" wieder soweit zu beherrschen, damit sie urteilen können, ob das Kind seine Aufgaben richtig gemacht hat.

Ein Rezept, wie das Kind an den Lehr- und Lernstoff der Schule heranzubringen ist, kann in dieser Reihe darum nicht gegeben werden, denn hier kennt jede Schule ihr Eigenleben, soll heißen: hier läßt jeder Lehrer sich von Erfahrungen leiten, die ihm als die geeigneten dünken. Dennoch haben im gegenwärtigen Unterricht gewisse, allgemein gültige Lehrweisen Platz ergriffen, die vielfach wesentlich von denen abweichen, die „zu unserer Zeit" gepflogen wurden. Mit ihnen die Elternschaft zum Zwecke gleichgerichteten Tuns bekanntzumachen — das ist der weitere Sinn unserer Aufsatzreihe.

Wenn Fritzchen einen Aufsatz schreiben soll, dann ist es falsch, wenn die ganze Familie, angefangen bei der Großmutter bis zur älteren Schwester, hilfesuchend antritt und mitwirkt, daß der Aufsatz „schön" wird. Genau so falsch ist es, wenn man den Kindern verbietet, laut zu lernen. Nicht minder falsch ist es weiter, wenn die Mutter von der eigenen Beschäftigung aus die Rechenaufgaben Fritzchens löst: 5 mal 43 ist . . .? „Also, Junge, das ist doch ganz einfach, 5 mal 43 ist 215." Das Ergebnis stimmt schon, was aber nicht stimmt, ist, daß Fritzchen diese Summe sogleich hinschreibt. Das ist nämlich keine Hilfe. Das ist nichts anderes, als wenn ein „Sportsmann" seinen Sport darin sieht, daß er zu jedem Länderkampf der Fußballer eilt, um zuzuschauen, wie 22 Mann Sport treiben. Das hilft ihm zur Ertüchtigung seines Körpers nichts. So soll Fritzchen nicht nur das Resultat niederschreiben, nein, Fritzchen soll sich ertüchtigen, wie man die Lösung findet. Will die Mutter ihm nun helfen, so kann diese Hilfe nur darin bestehen, daß sie ihm „auf den Weg hilft". Sie wird also den Versuch machen, „herauszubekommen", wie Fritzchen so etwas in der Schule anstellt. Merkt Fritzchen dann, daß die Mutter ihm keine „Eselsbrücken" baut, wird er in der Klasse besser aufpassen und bald keine Hilfe mehr nötig haben. Allerdings muß die Mutter imstande sein, nachzurechnen, wieviel 5 mal 43 ist. Solcher „Anleitungen" enthält unsere Aufsatzreihe „Hilfe bei der Schularbeit" gar viele. Darum ist es gut, wenn die Eltern sie ernsthaft lesen und wieder vergleichen. Sie werden dann Schritt halten können mit unserer Schule, die sich in vielem von der Schule unterscheidet, durch die wir Eltern gegangen sind.

Weiter soll die „Hilfe" zu Hause darin bestehen, daß das Kind angehalten wird, die Arbeiten sauber und aufmerksam anzufertigen. Das setzt voraus, daß das Kind nicht von seiner Arbeit abgelenkt wird. Wenn darum Fritzchen einen Aufsatz über die Ostmark schreibt, ist es durchaus falsch, wenn der Vater im Familienkreise erzählt, welchen Spaß ihm die letzte KdF.-Fahrt nach Wien gemacht habe und wenn er zur Untermalung auf dem Grammophon den Walzer „Geschichten aus dem Wiener Wald" dazu spielen läßt. — Daß Kinder zum Trödeln neigen, wissen wir alle. Die Arbeit wird nicht besser, wenn Fritzchen statt einer Stunde drei dafür benötigt. Hier ist ein ernstes Wort schon mal vonnöten. Aber es brauchen nicht gleich Klapse zu sein. Ueberhaupt das Schlagen! Ein Kapitel für sich. Ob das eine empfehlenswerte „Hilfe bei der Schularbeit" ist, möchten wir stark bezweifeln. Wenn eine Taschenuhr nicht richtig geht, ärgern wir uns wohl, aber deswegen schmeißen wir sie ja auch nicht gleich an die Wand.

Wir sind also für die „Hilfe bei der Schularbeit", aber wie aus dem Vorausgegangenen deutlich wird, soll es eine Hilfe sein, die die Arbeit der Schule sinnfällig unterstützt. Wenn darum eine sachliche Hilfe notwendig erscheint, ist es meist besser, die Eltern besprechen sich zuvor einmal mit dem Klassenlehrer. Sie werden dann schnell erfahren, ob Fritzchen diese sachliche Hilfe wirklich nötig hat oder ob bei ihm nicht ein anderes „Versagen" festzustellen ist.

Freiwillig dienen

Was können unsere Kinder werden?

Von Dr. H. Hajek

Aufnahmen: Atlantic-Photo

Die vom Führer wiederhergestellte Wehrhoheit des Reiches, der daran sich anschließende planmäßige Wiederaufbau der deutschen Wehrmacht im Heer, in der Luftwaffe und in der Kriegsmarine hat für die Jugend Großdeutschlands eine Fülle neuer Wege geschaffen. Das kleine Heer von auf 12 Jahre verpflichteten Berufssoldaten, die Reichswehr (1921—35) wurde, durch die Wiedereinführung der Wehrpflicht, von dem neuen Volksheer abgelöst: jeder Wehrwürdige also, der gemustert und ausgehoben wird, muß dienen. Wer sich aber, nach Vollendung des 17. Lebensjahres und vor Aufruf seines Geburtsjahrgangs, freiwillig zum Dienste meldet, genießt viele Vorteile: er kann sich — seine Eignung vorausgesetzt — Waffengattung und Truppenteil wählen, falls dort noch Stellen frei sind. Ein Anspruch auf Einstellung bei dem gewünschten Truppenteil besteht zwar grundsätzlich nicht, doch wird den Wünschen nach Möglichkeit Rechnung getragen; je eher die freiwillige Meldung erfolgt, desto leichter wird die Erfüllung solcher Wünsche sein. Fällt dieser freiwillige Wehrdienst an die richtige Stelle der Berufsausbildung, z. B. zwischen Lehrlingszeit und Fachschule, zwischen Abitur und Hochschuljahre, dann wird der Wehrdienst und der ihm vorangehende Arbeitsdienst auch beruflich ein Gewinn an neuen Erfahrungen, an gesichertem Können, an vertiefter Leistungsfähigkeit werden können; der junge Mann braucht sich ja nur zur (für ihn richtigen) Truppe zu melden. Zwar wird nun nicht jeder junge Landwirt, der sich für Pferde begeistert, darum bei der Kavallerie dienen können; er kann sich ja auch als Infanterist, bei der Maschinengewehrkompanie, bei der Infanterieschützenkompanie und im Infanterie-Reiterzug (der zu jedem Infanterieregiment gehört) mit seinem „Pferdeverstand" nützlich machen und außerdem noch manches Technische dazulernen. Der Mechaniker, Elektrotechniker und Radioliebhaber muß nicht „unbedingt" zur Panzertruppe, er hat z. B. auch im Nachrichtenwesen der Infanterie viele und gute Möglichkeiten. Das soll hei-

ßen: es gibt für jeden tüchtigen Kerl und für jedes Sonderinteresse mehrere Wege und niemand braucht sich die Haare zu raufen, weil die Truppe, zu der er so gerne wollte, für seinen Eintrittstermin gerade keinen Platz mehr hat. Richtig bleibt nur, daß jeder so früh wie möglich eine Entscheidung treffen sollte. Dazu gehört freilich auch eine wenigstens annähernde Uebersicht über die einzelnen Truppen und — das ist noch wichtiger! — über die hauptsächlichsten Vorschriften. Hier hilft sehr gut ein eben im Wilhelm Limpert-Verlage, Berlin, erschienenes Buch: „Freiwillig dienen!" Ein Ratgeber für den freiwilligen Waffendienst in der Deutschen Wehrmacht. Herausgegeben von Generalmajor z.D. von Unruh. (Kartoniert 2,40 RM.)

Der bisher besprochene freiwillige Wehrdienst ist zwar, wie eben gesagt, für die Berufsausbildung von großer Bedeutung, aber selbst kein Beruf; er ist eine vaterländische und nationale Pflicht, die vom Freiwilligen nur vorzeitig erfüllt wird. Den Wehrdienst zum Beruf macht aber der längerdienende Freiwillige, der sich auf 12 Jahre verpflichtet. Im Falle der Eignung (sonst werden sie nach Ableistung der zweijährigen Wehrpflicht wieder entlassen) bilden diese „längerdienenden" Freiwilligen den Unteroffizierskörper des Heeres, der Kriegs-Marine und der Luftwaffe; nach Ablauf der 12 Jahre können sie sich entweder verpflichten, besonders Bewährte können (auch schon vorher) in die aktive Offizierslaufbahn übernommen werden; ein großer Teil scheidet, in den Heeresfachschulen bestens vorbereitet, in zivile Berufe aus, erhält eine Abfindung zur Begründung einer Existenz im freien Erwerbsleben, zur Uebernahme eines landwirtschaftlichen Betriebes oder gelangt als Militäranwärter in (je nach seiner Leistungsfähigkeit) niedere, mittlere und gehobene mittlere Beamtenstellen. Viele solche Beamtenstellen (die Beamtenlaufbahnen in der Wehrmacht selbst alle, bei den Behörden des Reichs, der Länder und der Gemeinden 50—100% dieser Stellen) sind den als Militäranwärtern ausscheidenden „Längerdienenden" vorbehalten; also wird der freiwillige Dienst nicht nur selbst ein Beruf, er wird auch der Uebergang zu einem weiteren Lebensberuf mit außerordentlich vielseitigen Möglichkeiten. Ueberall, wo für einen Dienst pünktliche und gewissenhafte, charakterfeste und disziplinierte Männer gebraucht werden, als Botenmeister, Magazinmeister, Futtermeister, als Kanzleivorsteher, Finanzsekretäre, Gerichtsvollzieher, als Inspektoren und Oberinspektoren der Verwaltung, der Finanz, der Steuer- und Zollämter, des Post- und Telegraphenwesens usw. usw. — die Liste der Militäranwärterberufe ist sehr lang —, dort wird der ehemalige, ehrenvoll aus seinem Wehrdienst ausscheidende Soldat als Bewerber gerne gesehen. Das oben genannte Buch gibt auch für die Unteroffiziers- und Offizierslaufbahnen des Heeres, der Kriegsmarine und der Luftwaffe alle wichtigen und weiterhelfenden Auskünfte.

Wer soll sich zum freiwilligen Dienst auf 12 Jahre melden und verpflichten? Die ungeheure Menge der einzelnen Berufslaufbahnen gestattet keine allgemeine Antwort auf die Frage nach den Forderungen, die gestellt werden. Aber es läßt sich sagen, daß bestimmte körperliche, bestimmte charakterliche und geistige Voraussetzungen auf alle Fälle erfüllt sein müssen. Der Bewerber muß ein Mindestalter von 17 Jahren haben und darf nicht älter als 25 Jahre sein, für den Eintritt in die Heeresunteroffiziersschulen sogar nur höchstens 20, er muß mindestens 160 Zentimeter groß sein, für die Heeresunteroffiziersschulen mindestens 165 Zentimeter, für schwere Artillerie wenigstens 168 Zentimeter, für Panzerabteilungen aber nicht größer als 176 Zentimeter. Er muß, das versteht sich von selbst, für den Wehrdienst körperlich tauglich sein; die Anforderungen sind hier natürlich bei den verschiedenen Waffengattungen und Laufbahnen verschieden, in die Heeresunteroffiziersschulen werden z. B. keine Brillenträger aufgenommen. Eine etwa nötige Zahnbehandlung muß vor

der Einstellung durchgeführt werden. Es können auch nur deutsche Reichsangehörige eintreten, die wehrwürdig sind, den Nachweis ihrer deutschen oder artverwandten Abstammung erbringen können und die nicht gerichtlich vorbestraft sind. Die Bewerber müssen unverheiratet sein und, falls sie minderjährig sind, muß eine schriftliche Einwilligungserklärung des Vaters oder Vormunds vorliegen. Vor dem Eintritt in die Wehrmacht muß die Arbeitspflicht erfüllt, vor Eintritt in den Arbeitsdienst eine etwa begonnene Lehrzeit beendet werden. — Im übrigen genießen die, die bestimmte Kenntnisse und Fähigkeiten nachweisen können, oft den Vorzug: so werden Inhaber des Reiterscheins bei den Reiter- und bespannten Schwadronen der Kavallerie und bei den Infanterie-Reiterzügen, auch bei anderen bespannten Formationen bevorzugt eingestellt; wer an einer Motorsportschule der NSKK. ausgebildet worden ist, genießt den Vorzug zur Einstellung in Panzerabteilungen, Aufklärungsabteilungen, bei der schweren motorisierten Artillerie und anderen motorisierten Einheiten; wer eine Morse-Ausbildung nachweisen kann (z. B. durch Morseschein der SA.!), hat den Vorrang bei allen Nachrichtentruppen usw. Auch der erlernte Beruf wird eine Rolle spielen: Schiffer, Bergleute, Bautechniker werden z. B. bei den Pionieren gut am Platze sein. Und endlich kann auch die heimatliche Gewöhnung, z. B. an das Hochgebirge und den alpinen Skisport, die Entscheidung für Waffengattung und Truppenteil bestimmen; im Gebiete der ostmärkischen und oberbayerischen Gebirgsdivisionen Beheimatete haben in allen Gebirgstruppen den Vorzug, dürfen aber auch nur in Gebirgsdivisionen eintreten.

Neben solchen äußeren Bedingungen, wie sie das schon genannte Buch „Freiwillig dienen!“ in allen Einzelheiten und für alle Waffengattungen des Heeres, der Kriegsmarine und der Luftwaffe, dazu noch für die SS-Verfügungstruppe und die Führerlaufbahn des Reichsarbeitsdienstes mitteilt, sind gewisse *inneren* Bedingungen nicht zu übersehen. Zwar wird nach dem Worte des Führers heute von jedem Deutschen, erst recht von jedem an gehobenem Posten, soldatischer Geist und soldatische Pflichterfüllung gefordert; aber der Berufssoldat, der als Unteroffizier oder Offizier, als späterer Beamter ein unmittelbares Organ des Staates ist, muß diese soldatischen Eigenschaften doch in einem besonders hohen Grade zeigen und bewähren können. In den „Pflichten des deutschen Soldaten“ heißt es: Höchste Soldatentugend ist der kämpferische Mut. Er fordert Härte und Entschlossenheit. Feigheit ist schimpflich, Zaudern unsoldatisch. Gehorsam ist die Grundlage der Wehrmacht, Vertrauen die Grundlage des Gehorsams. Soldatisches Führertum beruht auf Verantwortungsfreude, überlegenem Können und unermüdlicher Fürsorge. — Diese goldenen Worte stellen hohe Ansprüche an den Charakter. Zwar haben die Erfahrungen des großen Krieges gezeigt, daß jeder Soldat, auch der Reservist, diese Ansprüche erfüllen muß und erfüllt; aber nicht jeder fühlt sich auch berufen, soldatische Tugenden als Vorgesetzter seiner Mannschaft ständig vorzuleben. Nur Führernaturen, die gleichzeitig auch bedingungslos gehorchen können, nur Charaktere, die den persönlichen Vorteil immerfort gegen den Dienst, die Leistung, die Ausführung des Befehls zurückzustellen vermögen, nur Menschen, die auch das scheinbar Unmögliche zu bezwingen den Willen in sich haben, werden in den Laufbahnen der Wehrmacht wahre Befriedigung finden. Nicht junge Leute, die den Anforderungen anderer Berufe aus dem Wege gehn möchten, die zu nichts „Besserem“ zu brauchen sind und bisher überall versagt haben, nicht Abenteuerlustige, Eitle, Streber in unedlem Ehrgeiz dürfen die sein, die sich als „Freiwillige“ in die Wehrmacht, zu einer der Truppen des Heeres, zur Kriegsmarine, zur Luftwaffe melden; nur wer sich ganz, mit allen Kräften Leibes und der Seele, mit seinem ganzen Können und Wissen einzusetzen entschlossen ist, wird sich hier Ehre und Anerkennung verdienen dürfen.

Neue Schulungsmöglichkeiten für NS.-Volkswohlfahrt

Allgemein bekannt sind die beiden großen Arbeitsgebiete der NS.-Volkswohlfahrt, das Winterhilfswerk und das Hilfswerk „Mutter und Kind", da es von jedem Volksgenossen unterstützt wird. Wenig dagegen ist bekannt, wie die NSV. ihren künftigen Nachwuchs gemäß Auslese und beruflicher Durchbildung sicherstellt. Die ihr hierfür maßgeblichen Grundsätze wurden jetzt in engster Fühlungnahme mit der Leitung des Pestalozzi-Fröbelhauses in Berlin erarbeitet, so daß jederzeit die Möglichkeit gegenseitiger Beratung und Einflußnahme gesichert ist.

Für die theoretische (zwei Jahre) und praktische (ein Jahr) Ausbildungszeit der künftigen Anwärter auf der staatlich anerkannten Wohlfahrtsschule (Pestalozzi-Fröbelhaus) sind heute keine besonderen Anforderungen an schulische Vorbildung erforderlich, d. h. es dürfen sich Bewerber jeder Art zu der Aufnahmeprüfung am Seminar für Volkspflege melden, ob sie nun eine Volks- oder höhere Schule besucht haben. Der Aufnahmeprüfung folgt eine zweijährige Ausbildung im Seminar mit einem nachfolgenden Jahr praktischer Berufsarbeit.

Während der Ausbildungszeit wird der junge Mensch in irgendeiner Ortsgruppe, später in einem Kreise mit sämtlichen zuständigen Wohlfahrtsangelegenheiten der NSV. befaßt, die ihm — im Gegensatz zur kommunalen und staatlichen Wohlfahrtspflege — gerade in die individuelle Behandlungsweise der zu betreuenden Volksschichten einführt. Ueberdies ist hier die beste Möglichkeit gegeben zur Mitarbeit in der Gesundheits- wie in der Familienabteilung, im Verschickungswesen, in der Hauspflege, im Karteiwesen usw. Häufiger Wechsel des Wirkungskreises führt zum Kennenlernen der oft verschieden gelagerten Arbeitsbedingungen mit ihren Besonderheiten. Schulungslager, Arbeitsgemeinschaften, Besuch von Krankenanstalten, Fabriken, Gefängnissen usw. erweitern und vertiefen den schon erheblich ausgedehnten Rahmen der Ausbildungszeit. Eine kleine Aufwandsentschädigung, die im ersten Jahr 480, im zweiten 660 RM beträgt, erleichtert in etwas die Lage der Kandidaten. Nach Bestehen der Abschlußprüfung können sie sich als „Staatlich geprüfte Wohlfahrtspfleger" um Stellen beim Staat, in der Kommune und namentlich in der NSV. bewerben. Männliche Bewerber sollen das Arbeitsdienstjahr und die Militärdienstzeit bereits abgeleistet haben. — Der Ausbildungsgang des weiblichen NSV.-Nachwuchses ist gemäß der fraulichen Eigenart der Bewerberinnen selbstredend etwas anders abgestuft als jener der jungen Männer. Die Kandidatinnen, bei denen bisherige Mitgliedschaft beim BdM. Vorbedingung ist, werden innerhalb ihrer Ausbildung gerade bei den Wohlfahrtsabteilungen besonders ausgiebig beschäftigt, weil fürsorgerische Tätigkeit der Frau ihrer Eignung vorwiegend entspricht.

Erst ganz jungen Datums ist die Zusammenarbeit der NSV. mit der HJ. auf dem Gebiet der Jugendpflege. Beide Organisationen haben kürzlich ein Seminar für Volkspflege in Hohenelse bei Rheinsberg in der Mark errichtet. Dieses Seminar ist die erste

soziale Fachschule des Hauptamtes für Volkspflege, die der parteiamtlichen Aufsicht des Reichsschulungsamtes und der staatlichen Aufsicht des Reichserziehungsministeriums untersteht. Hier werden die angehenden Volkspfleger mit viersemestrigen Kursen für ihre Arbeit ausgebildet. Diese geht in theoretischem und praktischem Wechsel vor sich, so daß die Dozenten einen ständigen Ueberblick über die Eignung ihrer Schüler haben. Und zwar ist der praktische Wirkungskreis ziemlich eng angegliedert.

Es befindet sich nämlich auf dem gleichen Gelände die im Mai letzten Jahres bezogene erste nationalsozialistische *Reichsjugendheimstätte*, die so in glücklicher Verbindung dem praktischen Ausbildungsziel der angehenden Volkspfleger dienstbar gemacht wird. In dem schönsten Teil der Mark zwischen Wäldern und Seen liegt das Gelände dieses Jugendhofes, der eine ganz neu orientierte Erziehungsstätte darstellt. Er soll in erster Linie deutsche Jungen und Mädchen, *deren Eltern im Ausland ansässig sind*, aufnehmen und ihnen im Reich eine wahre Heimstätte geben. NSV. und HJ. wollen hier den jugendlichen Auslandsdeutschen auch innerlich die Möglichkeit schaffen, sich im heutigen deutschen Reich einzuleben. Darum arbeitet der Jugendhof in engster Verbundenheit mit der Umwelt. Erbgesunde, charakterlich einwandfreie Jugendliche werden durch die Auslandsorganisation der Partei in Zusammenarbeit mit der NSV. in das Heim eingewiesen. So sind zur Zeit etwa 35 Jungen in „Hohenelse", zum Teil aus Mexiko, Brasilien und Südwestafrika. Sofern sie noch schulpflichtig sind, fahren sie täglich nach Rheinsberg; einige zur höheren Schule nach Neuruppin. Handwerkslehrlinge, sofern sie nicht auf dem großen Gelände des Jugendhofes selbst ausgebildet werden können, verbringen den Werktag auf ihren Lehrstellen.

Der Jugendhof „Hohenelse" will keine Anstaltsschule für Schulpflichtige sein oder Lehrlinge züchten. Lehrer und Erzieher wollen den Jungen in Kameradschaft zur Seite stehen und ihnen mit ihrer Familie ein Vorbild geben; denn die meisten von ihnen sind verheiratet und wohnen ebenfalls auf dem Jugendhof. Die Jungen sind in schönen hellen Gemeinschaftsräumen untergebracht. Vorbildlich ausgestattete Arbeitsräume und ebenso stilvoll gestaltete Freizeiträume vervollständigen diese ganz und gar neuzeitliche pädagogische Schöpfung, der es zweifellos gelingen wird, das zu sein, was sie bedeuten will — *Reichsheimstatt auslandsdeutscher Jugend*, die in die heimische Volksgemeinschaft hineinwachsen will.

Evamaria Blume

Kreis-Rätsel

In die Kreisfelder sind, von außen nach innen, 24 Wörter zu je 4 Buchstaben einzutragen. Die Wörter bedeuten: 1. Pökelbrühe, 2. Berg in der Schweiz, 3. geograph. Begriff, 4. Blume, 5. Untergang, 6. Gerbemittel, 7. Steinkohlenprodukt, 8. blutsaugendes Insekt, 9. Meeresbewegung, 10. Borstentier, 11. Wandschmuck, 12. weibl. Vorname, 13. Lehrgang, 14. männl. Vorname, 15. europ. Hauptstadt, 16. spanischer Fluß, 17. bibl. Männergestalt, 18. Mädchen, 19. Besitz, 20. Behälter, 21. Stadt in Württemberg, 22. Teil des Rades, 23. Anrede, 24. Meeresenge. — Die Buchstaben auf der Punktierten ergeben: 1—4 Nebenfluß der Elbe, 4—7 Nebenfluß des Rheins, 7—10 Amtstracht, 10—13 Zahl, 1—22 Huftier, 22—19 Gesichtsteil, 19—16 Nadelbaum, 16—13 Göttin der Zwietracht. (ß = ss) Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben des inneren Kreises von 1—24 ein Sprichwort.

Spruch-Rätsel

In die senkrechten Reihen sind abwechselnd fünf- und vierbuchstabige Wörter einzutragen. Die Endbuchstaben der Wörter von 1—9 sind gleichzeitig die Anfangsbuchstaben der Wörter von 10—18. Die stark umrandeten Felder bleiben vorerst frei.

Bedeutung der Wörter: 1. Naturerscheinung, 2. Düngemittel, 3. oberitalien. Stadt, 4. Nebenfluß der Elbe, 5. deutscher Schriftsteller, 6. italien. Fluß (in die Adria), 7. Liefergebühren, 8. Monat, 9. Farbstoff, 10. Backware, 11. Einfall, Gedanke, 12. Heerführer im Weltkrieg, 13. Gewebe, 14. Nahrungsmittel, 15. Stadt in Algerien, 16. Hühnervogel, 17. Götzenbild, 18. Zeitangabe. — Es ergeben: von 10—13 ein Lebewesen, von 14—18 Hauptstadt von Bulgarien.

Folgende Buchstabenpaare: ei — ko — mt — ns — re — re — to — ür — sind in die stark umrandeten Felder der oberen und unteren Reihe einzutragen. Die Buchstaben der oberen und unteren Waagerechten nennen hernach, von links nach rechts, ein Wort von Hans Baumann (ck = zwei Buchstaben).

„Fritz, dein Aufsatz über den Hund ist wörtlich derselbe wie der von deinem Vetter Erich. Wie kommt das?"

„Es ist derselbe Hund!"

*

Der Lehrer führt die Kinder in den Zoo. Dort fragt einer der Kleinen den Lehrer: „Herr Schmidt, wer hat denn den Elefanten gemacht?" Einer Ueberlieferung folgend antwortet der Lehrer: „Der liebe Gott!" Darauf fragt der Kleine: „Das Kamel und den Löwen auch?" „Jawohl", antwortet der Lehrer, „diese beiden auch." „Und den Floh, hat er den auch gemacht?" „Den hat er auch gemacht mein Junge." Da sagt der Kleine sichtlich erstaunt: „Ach, das war aber eine kniffliche Arbeit!"

*

Der Lehrer beobachtet in der Geschichtsstunde, wie der dicke Paul mit einem Apfel spielt. „Hopp, hopp!" macht der Apfel und rollt bis zum Tisch des Lehrers. Der hebt den Apfel auf und legt ihn auf den Tisch. Der Unterricht geht weiter. Da denkt der Lehrer, daß dem kleinen, blassen Fritz der Apfel auch gut schmecken würde. Als die Pause beginnt, sagt er: „Komm, Fritz dir schenke ich den Apfel." — Auf dem Spielplatz redet der Paul dann eifrig auf den Fritz ein, denn er möchte den Apfel wiederhaben. Der Lehrer tritt unbemerkt näher und hört gerade noch, wie der Paul sagt: „Glaube mir, der Apfel ist sauer, sonst hätte er (der Lehrer) ihn selbst gegessen."

*

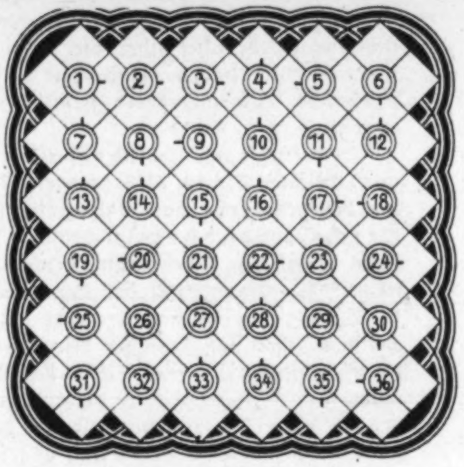
Einem Schulrat war eine gewisse Klasse in einer Schule als besonders „zurückgeblieben" bezeichnet worden, und er beschloß daher, ihre Kenntnisse zu prüfen. An die Wandtafel herantretend, fordecte er die Jungen auf, ihm eine Zahl zu nennen. „Neunundvierzig", sagte ein Knabe nach kurzem Zögern. Der Schulrat malte sorgfältig eine „94" auf die Tafel und blickte dann die Klasse an. Die Knaben sahen ihn ruhig an, ohne sich zu diesem augenscheinlichen Fehler zu äußern, so daß er um eine zweite Zahl bat. „Siebenundfünfzig", antwortete ein anderer Schüler. Wieder schrieb der Schulmann statt dessen „75" und blickte die Jungen abermals an, diesmal jedoch einen bestimmten Einspruch erwartend. Aber wieder begegnete er dem scheinbar gleichgültigen Blick der Jungen. „Sie scheinen mir allerdings reichlich dumm zu sein", dachte er. „Aber ich will noch einen letzten Versuch machen." Dann sagte er laut: „Nennt mir noch eine Zahl!" — Nach kurzem Schweigen rief ein Bursche: „Dreiunddreißig! Nun lassen Sie einmal sehen, ob Sie damit auch solchen Unsinn machen können!"

Rätsel-Auflösungen aus Heft 14

Geographisches Rätsel: Wiesbaden, Kaiserslautern, Heidelberg, Elbing, Zittau, Verden, Koblenz, Nordhausen, Reichenberg. — Seid stark in der Liebe zu Volk und Reich. (Paul von Hindenburg.)

Zitatenrätsel: Wer strebt und schafft, bleibt jung an Kraft. (Scheffel.)

Netz-Rätsel



Um jede Zahl ist ein Wort zu 4 Buchstaben einzutragen. Die Worte verlaufen von dem besonders gekennzeichneten Feld aus im Sinne der Uhrzeigerbewegung. Die Buchstaben der Außenfelder nennen rechtsherum einen Spruch.

Bedeutung der Wörter: 1. Lohn, 2. Stadt in Mittelitalien, 3. Oelpflanze, 4. Befestigung, 5. Tierprodukte, 6. führende Persönlichkeit der nationalsoz. Partei, 7. Wasserstelle in der Wüste, 8. Ackergrenze, 9. Gesichtsteil, 10. männl. Vorname, 11. Nähfaden, 12. Name des Todes, 13. Speisewürze, 14. Frauenkurzname, 15. Längsträger eines Schiffes, 16. Ziffer, 17. Gefäß, 18. Gesichtsteil, 19. Mädchenname, 20. Urkunde, 21. Klebstoff, 22. männl. Vorname, 23. Waldtier (Mehrzahl), 24. deutsche Stadt, 25. Märchengestalt, 26. Kletterpflanze, 27. Heiligung, Verbot anzurühren, 28. nahe Verwandte, 29. Stadt in Baden, 30. Stadt am gleichnam. See der Ver. Staaten von Amerika, 31. Zahl, 32. Metallstift, 33. Gartenland, 34. Insektenlarve, 35. Tierfett, 36. eingebildeter Mensch (ß = ss; ck = 2 Buchst.).

Rösselsprung

	LE	RAN	E	VOLK	DIE	
TIE	✦	ER	IST	DIE	✦	DAS
SCHOL	GA	DER	RUST.	WIG	AUF	EIN
	DE	NER	SER	ZI	AUF	
		GE	KEIT	SEI		

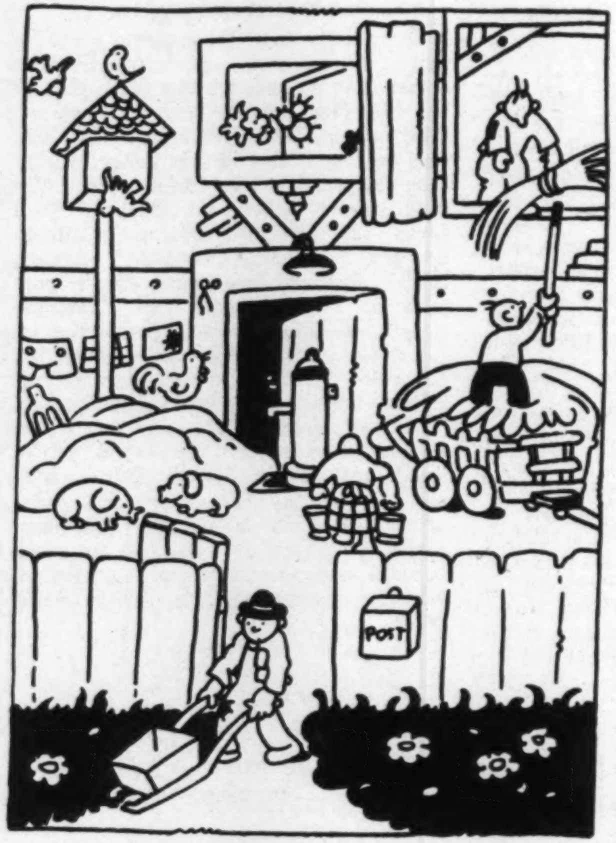
Die Lösung ergibt einen Ausspruch eines Reichsministers.

Silbensuchen

Speerwerfer — Selbstkostenpreis — Angeber — Wiegenlied — Wadenbein — Generation — Hornung — Sparsamkeit — Todsünde — Predigt — Hattingen — keinmal — Unrecht — Wegener — Hortensie — Sesam — Waschzuber — Blumenerde — Elternwarte — Botenlohn.

In den Wörtern ist fortlaufend je eine Silbe eines Erziehungsgrundsatzes enthalten.

Neues Preisausschreiben



Kinder, hier ist etwas geschehen! Denkt euch, unser Zeichner wollte euch ein hübsches Bild malen, und während er gerade frühstücken ging, nahmen unsere Drucker das halbfertige Bild und haben es gleich mitgedruckt. Schreibt mir nun bis zum 5. **August 1939**, wieviel Fehler ihr auf diesem halbfertigen Bilde festgestellt habt. Wer mir das fein säuberlich einzeln genau nachweist, hat Anwartschaft auf einen der sieben Preise, die ich für solche Aufgaben jedesmal aussetze: **einen Preis im Betrage von 10 RM, einen im Betrage von 5 RM und fünf wertvolle Buchpreise.** Schickt mir die Lösung wieder an die **„Kinderwarte" der „Reichs-Elternwarte"** nach **Berlin C 2, Wallstraße 17—18.**

Herzlich grüßt euch mit Heil Hitler!

Euer Fritz.

Ergebnis unseres Preisausschreibens aus Heft 10/1939

War die Preisaufgabe denn wirklich so schwer? Kinder, Kinder, da haben sich die meisten aber schwer vertan! Daß 2 + 2 in keinem Falle 5 ist, weiß doch sogar der Hosenmatz schon, daß aber nur ein Mann nach Bremen ging, sollte doch auch jedem klar gewesen sein, der ein bißchen aufmerksam die Frage 2 durchgelesen hätte. Und wieviel Gänse trieb das Gänselieschen auf die Weide? Nicht mehr und nicht weniger als drei! Die Spatzenfrage haben fast alle richtig geraten, denn beim ersten Schuß schon fliegen alle die fort, die der Jäger nicht getroffen hat. Schwieriger war dann scheinbar noch die 5. Frage. Nun, der letzte nimmt das Ei mit der Schüssel. Allen jungen Freunden und Freundinnen, die über 10 Jahre alt sind und dieses Rätsel nicht richtig gelöst haben, kann ich nur sagen: Kinder, wo habt ihr eure Gedanken gehabt? Da aber auch diesmal mehr als 7 richtige Lösungen eingingen, war das Los der Schiedsrichter. Die Preisträger stelle ich euch nun vor: **Manfred Große** in **Bochow** über Jüterbog II bekam 10 RM, **Ingeborg Steineke** in **Pomßen** über Leipzig C 2 bekam 5 RM, **Ina Oberschütz** in **Wesenberg** in Mecklenburg, **Angelika Homel** in **Liegnitz**, **Horst Sterke** in **Lutherstadt Wittenberg**, **Margot Poppendieck** in **Ziegenhalbe** und **Elfriede Faber** in **Blankenese** bekamen je ein wertvolles Jugendbuch.

Das Krönungsmahl des Löwen

Als der Löwe zum König der Tiere gewählt worden war, lud er alle Tiere zu einem festlichen Krönungsmahle ein. Auf einer weiten Ebene ließ er unzählige Tische decken; Kessel und Schüsseln, gefüllt mit den köstlichsten Speisen, wurden herbeigetragen, jedes Tier bekam seinen Platz und sein Gedeck und durfte von jedem Gericht nehmen, was ihm am besten schmeckte.

Als der König die Tafel eröffnete, benahmen sich die Tiere so fein und gesittet, wie sie nur irgend konnten. Die Vögel pickten gar zierlich von ihren Tellern, das Eichhörnchen führte die Nüsse mit feinem Anstande zum Munde und hielt dabei seinen rotbraunen Schweif anmutig gehoben. Das Kätzchen nippte artig wie ein Jüngferlein von den Speisen und hielt sich dabei so sauber, daß es eine Lust war ihm zuzusehen. Mit vornehmer Ruhe bewegte der Elefant seinen Rüssel und zeigte sich als ein Muster guter Lebensart. Pferd und Rind aßen mit viel Bedacht und Anstand, und sogar der Esel wußte sich gut zu halten.

Aber plötzlich kamen Hund, Wildschwein und Nilpferd dahergebraust und stürzten sich mit häßlicher Gier auf die Speisen. Der Hund fraß mit lautem Geschleck, drehte die Augen bös nach seinen Nachbarn und knurrte, als gönne ihm niemand das Seine. Das Wildschwein sprang mit allen vieren auf den Tisch, stellte sich mit beiden Vorderbeinen in die Schüsseln und wühlte mit seiner schmutzigen Schnauze schmatzend und schlürfend darin herum. Das Nilpferd leckte mit seiner breiten Zunge viele Teller auf einmal ab und verschlang die Speisen mitsamt den Schüsseln.

Empört über dieses unschickliche Benehmen erhoben sich König und Königin und verließen mit ihrem Gefolge den Platz. Wer von den Tieren auf gute Lebensart hielt, schloß sich ihnen an, und so geschah es, daß das Krönungsmahl zu Ende war, noch ehe es richtig begonnen hatte. Das Wildschwein und seine üblen Gesellen merkten es gar nicht, wie sich die Plätze leerten und alles sich mit Ekel und Abscheu von ihnen wendete. Sie fraßen und und schlemmten bis nichts mehr vorhanden war, und als auch sie den Festplatz verließen, glich er einem schmutzigen Sumpfe.

Aber seit jener Zeit mag kein Tier mehr in ihrer Gesellschaft essen; lieber hungert das Kätzlein, als daß es mit dem Hunde aus einer Schüssel äße, und wo das Schwein sich breitmacht, weichen alle anderen Tiere aus.

So ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Wie unter den Menschen, so gibt es auch unter den Tieren Beispiele von guter und schlechter Lebensart, und jeder wählt sein Vorbild wie es seinem Gefühl für Anstand und gute Sitte entspricht.

Rudolf Kirsten.

Was wollen wir spielen?

Steckbrief

Ein Mitspieler hat vor sich einen länglichen weißen Zettel. Ganz oben schreibt er den Namen eines Kindes aus der Gesellschaft, vielleicht auch einer allen sehr bekannten Person (Vater, Onkel usw.). Dann wird das Geschriebene nach hinten umgeknickt und der Zettel nach rechts weitergegeben. Der Spielleiter fragt: „Was für Haare hat er?“ Der nächste schreibt irgendeine Antwort auf, also zum Beispiel: „Haare rot.“ Dann wird der Zettel wieder nach hinten umgeknickt und rechts weitergegeben. Der Spielleiter fragt nun nach Mund, Nase, Farbe der Augen, Stirn, Backen, nach besonderen Kennzeichen (trägt Brille oder hinkt auf dem rechten Bein oder geht krumm usw.). Nach jeder Frage wird eine Antwort aufgeschrieben und der Zettel zum Nebenmann rechts weitergereicht. Wenn der Zettel dann noch nicht voll ist, kann auch nach begangenen Straftaten gefragt werden. Der Spielleiter fragt: „Was hat er auf dem Kerbholz?“ Dann schreibt man vielleicht auf: „Ist ohne Licht gefahren“ oder „Bestraft mit einer Mark, weil er keinen Rückstrahler hatte“ usw. Ist der Zettel dann voll, wird er vom Spielleiter vorgelesen. Was dabei dann herauskommt, müßt ihr ausprobieren, dürft euch aber nicht kaputt lachen.

Wichtig ist dabei: Der Nebenmann darf nicht wissen, was der Vordermann auf die Frage des Spielleiters geschrieben hat. Darum muß er seine Antwort sogleich nach hinten umknicken und den Zettel seinem Nebenmann zuschieben. Dabei ist es natürlich Ehrensache, daß keiner nachsieht, was vor ihm geschrieben wurde.

Wir reisen!

Ein neues, feines Gesellschaftsspiel.

Wenn es mal regnet, und ihr wißt nicht, was ihr anfangen sollt — das soll ja auch schon einmal vorkommen! — dann werdet nicht gleich ungeduldig und plagt eure arme Mutti nicht immerzu: „Mutter, es ist so langweilig! Mutter, was sollen wir spielen?“ Wenn es so mal wieder kommen sollte, dann nehmt euch Papier und Bleistift vor, und der oder die Älteste von euch darf eine Reise vorschlagen, z. B. von Berlin nach Stettin. Wenn ihr in der Geographie aber „stark“ seid, kann es vielleicht auch eine Reise von Hamburg nach Rom sein — das soll euch überlassen bleiben. Und nun muß jeder Spielteilnehmer ganz still für sich die Stationen aufschreiben, die die Eisenbahn durchfahren muß. Für die ganz Schlauen aber sage ich gleich: Bedingung ist Eisenbahn; das Flugzeug wird nicht benutzt! Wenn ihr alle fertig seid, holt ihr euch den Atlas, und dann wird verglichen. Wer eine richtige Station aufgeschrieben hat, bekommt einen Punkt (einen Spielleiter müßt ihr schon haben, damit die Punktliste geführt werden kann!), für eine falsche Station wird ein Punkt abgezogen. Wer gar nichts aufschreiben kann, ist ein trauriger Fall und muß ausscheiden.

Und nun kommt die zweite Runde. Diesmal heißt es: welche Orte liegen am Rhein? an der Elbe? an der Mosel? usw. Wieder wird das Ergebnis mit dem Atlas verglichen und wieder tritt der Punktrichter in Bewegung. Die Punkte der zweiten Runde werden zu denen der ersten Runde hinzugezählt.

Und dann auf zur dritten Runde: Welche Flüsse fließen in Deuschland, in Italien, in Spanien, in Jugoslawien, in Ungarn? usw. Wer am Schluß des Spiels die meisten Punkte errungen hat, bekommt den großen Geographieorden mit der runden Erdkugel am blauen Bande. Natürlich könnt ihr euch auch selber noch allerhand Fragen zu diesem Spiel ausdenken. Glaubt mir, es macht viel Spaß.

Zauberstückchen mit einer Postkarte

Ihr nehmt eine einfache Postkarte, erwärmt sie über dem Ofen oder einer Flamme (aber vorsichtig!) und zieht sie zweimal fest zwischen Ärmel und Jacke hindurch. Dadurch ist sie schwach elektrisch geworden und ihr könnt damit „zaubern“.

Die Karte bleibt an eurer Stirn hängen, sie zieht Korkschnippel an, sie bewegt einen aufgehängten Spazierstock hin und her. Sie vermag aber noch mehr: wenn ihr aus Papierstreifen Ringe klebt und die Postkarte darüber hinführt, so rollen die Ringe die Tischplatte entlang. Natürlich müßt ihr bei all diesen Versuchen die Postkarte immer wieder durch Wärmen und Reiben elektrisch machen.

Wer weiß dies – wer weiß das?

Eisen liegt auf der Straße

Daß Geld auf der Straße liegen soll, ist eine bekannte Redensart. Es gehört nur eine besondere Gewitztheit dazu, es zu sehen und aufzunehmen. Damit meint man, daß ein intelligenter Mensch einen guten Einfall haben muß, den er dann richtig anwendet und fleißig und strebsam ist. Ein findiger Kopf kam einmal auf den Gedanken, alles auf der Straße liegende Eisen zu sammeln. Er brachte unter einem Lastkraftwagen einen starken Elektromagneten an und kehrte mit diesem „eisernen Besen“ eine Landstraße von 8 Kilometer Länge. Das Ergebnis waren 68 Kilogramm Eisen! Darunter waren Nägel, Schrauben, verlorengegangene Ersatzteile, zum größten Teile aber äußerst feiner Metallstaub, der von der Abnutzung der Fahrzeuge herrührte. Bei einem anderen Versuch erntete er sogar 273 Kilogramm. Man sieht also, das Geld liegt tatsächlich auf der Straße. Nun will ich nicht den Vorschlag machen, es diesem findigen Menschen nachzuahmen, aber — glaubt mir — es gibt noch soviel Eisen im Gerümpel, es bleibt so manche Schraube am Wege liegen, daß man davon jeden Tag ein großes Schiff bauen könnte. Darum: Augen auf und — mitnehmen!

★

Warum wird vor der Hochzeit Polterabend gefeiert?

Diese Sitte geht auf einen uralten Volksglauben zurück. Ihr wißt, daß man sich früher die Natur von Geistern, bösen und guten, belebt dachte — Elfen, Nixen, Hexen und Feen. Die guten Geister lud man freundlich ein ins Haus, aber von den bösen wollte man selbstverständlich nichts wissen und suchte sie auf alle mögliche Weise zu verscheuchen. Angeblich sollen diese Geister keinen Lärm vertragen, und deshalb vollführte man vor wichtigen Unternehmungen erst einen Riesenkrach, damit die Unholde ausreißen sollten. Der ursprüngliche Sinn dieser Sitte wurde vergessen, aber der Krach blieb wenigstens vor Hochzeiten. — Das Geschirrzerschlagen am Polterabend, das noch in vielen deutschen Gegenden üblich ist, geschieht, weil Scherben ja unheimlich viel Glück bringen sollen. Ob es wahr ist?

Was heißt eigentlich „Idiot“?

Wenn einer euch Idiot nennt, na, dann werdet ihr ihm wohl eine saftige Ohrfeige langen, weil ihr euch beleidigt fühlt. Stimmt das? Ihr könnt ihm aber auch ruhig und vornehm sagen: „Mein Freund, du wolltest mich wohl beleidigen, aber ich sehe in der Bezeichnung ‚Privatmann‘ keine Beschimpfung.“ Ihr müßt nämlich wissen: der Ausdruck Idiot stammt aus dem Griechischen, wo es tatsächlich ganz harmlos „Privatmann“ bedeutete, im Gegensatz zum Staatsmann. Später wandelte sich die Bedeutung zum „Nichtfachmann“, zum „Unkundigen“, um schließlich sogar einen Geistesschwachen zu bezeichnen. Ja, das hätten sich die alten Griechen wohl nicht träumen lassen, und die Gymnasiasten, die bei der Übersetzung dieses Wortes stolpern, können ja auch nichts dafür. So ändern sich die Zeiten und wandeln sich die Wörter. Aber, weil es nun so ist, wollen wir die Bezeichnung „Idiot“ lieber nicht als harmlose Bezeichnung auffassen, sondern als das, was der andere darunter verstanden wissen will, nämlich als eine Geringschätzung unserer geistigen Fähigkeiten.

★

Mit welcher Angel kann man keine Fische fangen? (Mit der Türangel.)

Wer kann aus Holz Steine machen? (Der Drechsler, denn er macht aus Holz die Steine für die Brettchenspiele.)

Wer kann alle Sprachen sprechen? (Das Echo.)

In welcher Zeit hat der größte Narr der Welt gelebt? (In der Zeit zwischen seiner Geburt und seiner Sterbestunde.)

Was hat keine Füße, braucht aber vier Füße, um zwei Füße fortzubewegen? (Die Sänfte.)

Nimm mir ein Nu, so bleibt ein Nu. (Monument — Moment.)

Welcher Fall tut nicht weh? (Der Beifall.)

In welches Gemach begibt sich keiner gern? (Ins Ungemach.)

Wie können sich zwei Menschen zwischen ihre Nasen stellen? (Wenn sie sich mit dem Rücken zusammenstellen.)

Spannung, Haltung, bleibender Wert

das sind die Kennzeichen der Bücher der Deutschen Hausbücherei, der 1916 gegründeten Lesegemeinschaft für das gute Buch.

Fordern Sie unverbindlich und kostenlos Prospekte.

Deutsche Hausbücherei, Hamburg 36
Schließfach 233

Togal gegen **Muskelschmerz**

Togal ist hervorragend bewährt bei

Rheuma	**Nerven- und**
Ischias	**Kopfschmerz**
Hexenschuß	**Erkältungen**

Unzähligen haben Togal-Tabletten rasche Hilfe gebracht. Die hervorragende Wirkung des Togal ist von Ärzten u. Kliniken seit 25 Jahren bestätigt. Keine unangenehmen Nebenwirkungen. Haben auch Sie Vertrauen und machen Sie noch heute einen Versuch — aber nehmen Sie nur Togal!

M 1.24 In allen Apotheken

Kostenlos erhalten Sie das interessante, farbig illustrierte Buch „Der Kampf gegen den Schmerz", ein Wegweiser für Gesunde und Kranke, vom Togalwerk München 27 Z.

Sorgfältig

will auch der Anzeigenteil gelesen sein. Und wenn nicht heute, dann werden aber vielleicht im nächsten Heft Angebote sein, die gerade Sie interessieren!

Dein Kind, Mutter

A3

soll doch sein Leben gesund und ungehemmt meistern. Bedenke also: Kalk-Fluorid enthält wertvolle Aufbaustoffe für den Organismus, verbessert Körpergewebe und Säfte, wirkt insbesondere auf Wachstum, Knochen- und Zahnbildung. Vor und nach der Geburt deshalb

KALK-FLUORID

Wahrer Segen für Mutter und Kind
Proben und Prospekte sendet Ihnen
HOMOIA Karlsruhe 0 309 a

erst **STRICKER-**

Katalog anfordern!
Tourenrad RM 30.- kompl.
Fahrradfabrik
E. & P. STRICKER
Brackwede-Bielefeld 325

Die weltberühmte
HOHNER
Gratiskatalog 64 Seiten, insges. 164 Abb., alle Instrumente originalfarbig. 10 Monatsraten.
LINDBERG
Größtes Hohner-Versandhaus Deutschlands
München, Kaufingerstr. 10

FOTO

Großkatalog mit 300 sprechenden Bildern und herausnehmbarer Belichtungs-Uhr
Gebrauchtliste (Fundgrube)
Hauszeitschrift kostenlos.
Jhr Vorteil: 5 Tage Ansicht. Teilzahlung. 10 Monatsraten
PHOTO SCHAJA
MÜNCHEN E 122
Der Welt größte Leicaverkaufsstelle

Werde Mitglied der NSV.

Kunterbunte Kinderwelt

Eine Plauderei über fröhliche Stunden und Feste mit Kindern / Von Friedrich Arndt

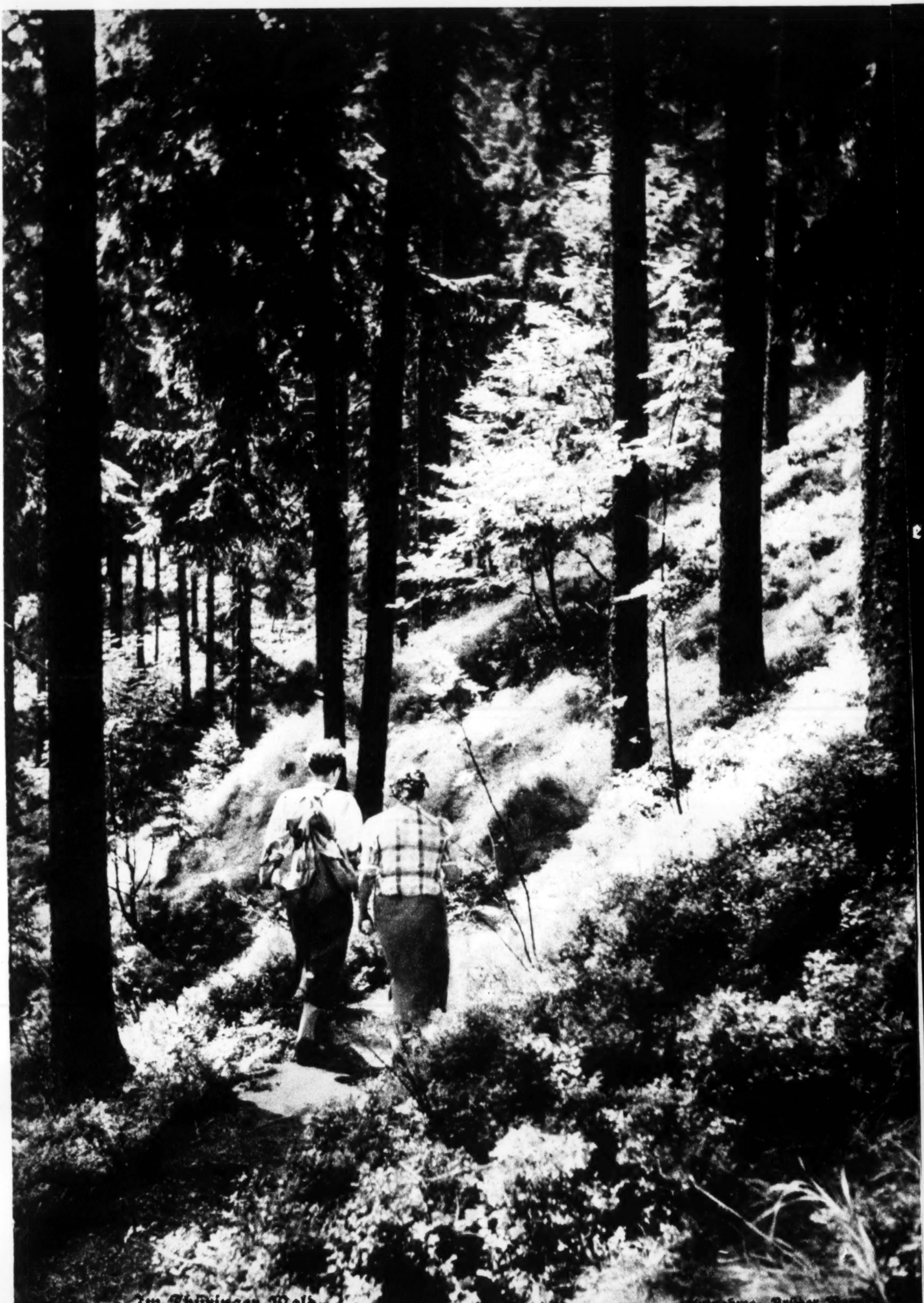
Der Verfasser geht mit einem erstaunlichen Reichtum an Einfällen auf die Mentalität der Jugend so geschickt ein, daß auch der Gereifte seinen Spaß an den zuweilen sogar hintergründigen Schnurrpfeifereien hat. (Westf. Beobachter.)

Das Büchlein wird vor allem auch in der Gemeinschaft der Mütterschulen wertvolle Dienste tun (Berl. Börsenztg.)

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg 36

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18
Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Anzeigenverwaltung: Hanseatische Verlagsanstalt A.-G., Anzeigenverwaltung Berlin, Berlin W 9, Potsdamer Straße 1, Fernruf 22 91 51, Postscheckkonto: Berlin 1690 40. Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 2. DA. I. Vj. 1939: 133 951. Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Anton Chudzinski, Berlin W 9, Potsdamer Straße 1. Auflage dieses Heftes: 134 596. Kupfertiefdruck: Heinrich Beenken, Berlin C 2


Im Thüringer Wald

Aufnahme: Brüder